



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein
in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 1 Januar 2019

134. Jahrgang

„... aber kauf dir keinen Schnaps davon!“

Ein kritischer Blick auf den PuK-Prozess

„... aber kauf dir keinen Schnaps davon!“ Zu diesem begleitenden Ratschlag fühlt sich mancher bemüßigt, wenn er beim Einkaufsbummel einem Obdachlosen etwas in seinen Pappbecher wirft. Da können kommunikativ Geübte viel heraushören von der seelsorgerlich-einfühlsamen Zuwendung bis zur paternalistischen Übergriffigkeit.

Diese Janusköpfigkeit eignet auch dem PuK-Papier (folgende Zitate alle aus Profil und Konzentration, Coburg März 2017) – was den Umgang damit schwierig macht. Man bekommt ein Geschenk und weiß nicht recht, ob man sich freuen soll. PuK verspricht einerseits einen „...Kulturwandel zu mehr Vertrauen in dezentrales Gestalten (S. 16)“, aber Gemeinden müssen sich andererseits eingliedern in Handlungsräume (S. 17), die vorwiegend auf der mittleren Ebene definiert werden. Die Verfasser und die eine Verfasserin kündigen letztlich die Verlagerung von Macht und Ressourcen (schöner: Gestaltungsmöglichkeiten) ins Dekanat an, bleiben aber auch da sehr ungefähr (S. 21). „In Zukunft könnte die gesamte Ressourcenverteilung über die Handlungsräume laufen (S. 15).“ Je nach Dekanat könnte durch PuK die Ausstattung und damit die Autonomie der Ortsgemeinde weiter zurückgehen.

Die Gemeindegarbeit wird nicht mehr so unreflektiert schlechtgeredet wie in vergangenen Reform-

papieren. Dennoch bleibt sie die entscheidende Kontrastfolie, auf der das Neue leuchten soll. Die in den vergangenen Jahrzehnten der Kirchenentwicklung stark ausgedehnten funktionalen Dienste oder die Praxis der Kirchenleitung selbst mit ihren zahllosen Reformprojekten werden nicht explizit hinterfragt. Dabei hat die letzte Kirchenmitgliedschaftsstudie deutlich gemacht, dass überparochiale Arbeitsformen so gut wie keine Relevanz für die Mitgliederbindung haben im Vergleich zur Ortsgemeinde als „zentraler Drehscheibe“ der Kirchenmitgliedschaft (siehe dazu Gerhard Wegner, Was bedeuten 500 Jahre Reformation? Ein Blick auf die Kirche und ihre Gemeinden, Vortrag beim Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein in Bayern; Rothenburg ob der Tauber, 8. Mai 2017). Selbst zum Kirchentag – sicher ein Paradebeispiel für ein buntes übergemeindliches Angebot – fahren nachgewiesenermaßen fast ausschließlich die, die in einer Kirchengemeinde engagiert sind, um nur ein Beispiel herauszugreifen. Diese wichtigen empirischen Erkenntnisse werden bei PuK viel zu wenig berücksichtigt. Man vertraut erneut nicht der Gemeinde vor Ort, sondern die Zentrale baut Veränderungsdruck auf.

Nun hat die Zentralisierung von Macht – ganz gleich auf welcher Ebene – ihre Gefahren. Paul Tillich macht im Rahmen seiner Lehre vom Wirken des Heiligen Geistes

Inhalt

Artikel

Hans-Ulrich Pschierer
... keinen Schnaps ...! 1

Andreas Mertin
„Digitalisierung“
in der Kirche 3

Christfried Böttrich
update 2: Petrus 8

Erich Puchta
Hoffnung zu Hoffnung 13

Verlinkt 7

Inhaltsverzeichnis 2018 I-IV

Aussprache 14

Liebe Leserin, .. 14

Bücher 16

Verein

Beitritte/Austritte 2018 20
Vorankündigungen 21

Fortbildungen 22

Freud und Leid 23

Letzte Meldung 23

Impressum 24

(Systematische Theologie Band 3, Chicago 1963, S. 391) darauf aufmerksam: Durch Zentralisierung von Macht werde eine Gruppe zwar „... fähig geschichtlich zu handeln, aber sie kann von dieser Macht keinen schöpferischen Gebrauch machen, weil sie eben die schöpferischen Potenzen unterdrückt hat, die in die Zukunft führen ... ihre Taten sind, wenn oft auch großartig, Ausdruck des leeren Machtwillens, weil sie des Sinngehaltes beraubt sind, der nur aus der Begegnung moralisch, kulturell und religiös freier Persönlichkeiten und Gruppen geboren werden kann.“

In der Gemeindeentwicklung bestätigt sich diese Erkenntnis für mich immer wieder. Die schöpferischen Entwicklungen ergeben sich nicht aus großartig angelegten Strategien, sondern aus vielfältigen Beziehungen auf Augenhöhe. Dazu hier ein paar kleine Beispiele: Eine Elternbeirätin im Kindergarten, aus dem Osten und ungetauft, engagiert sich mit evangelischen Eltern gegen einen Pegida-Aufmarsch und für den Martinsumzug. Schließlich lässt sie sich und ihr Kind taufen. Bei der Feier im vollen Gemeindesaal ist ein Großteil der Kindergottesdienstgemeinde versammelt. – Drei Väter, einer davon gehört gar nicht zur Gemeinde, haben Lust mit mir ein Krippenspiel auf die Beine zu stellen. Zwei kandidieren schließlich für den Kirchenvorstand. – Eine muslimische Mutter im Kindergarten entschließt sich beim Schulkindersegnungsgottesdienst mitzuwirken. Die muslimischen Eltern fühlen sich dadurch besser eingebunden. Die Reihe liebe sich fortsetzen. In den Kontakten und Beziehungen zeigen sich sehr wohl die altbekannten Anlässe für Gemeindeentwicklung, also Kasualien, religiöse Sozialisation, der Jahreskreis mit seinen Festen. Aber das alles ist nur begrenzt strategisch planbar durch eine Pfarrerin. In anderen Gemeinden entstehen

ähnliche oder ganz andere Dinge. All das führt nicht zwingend in Mitgliedschaft und ist auch nicht daraufhin angelegt. Gemeinden haben ein unübertroffenes schöpferisches Potential.

Vieles geschieht zum Beispiel durch Erzieher im Kindergarten, eine Berufsgruppe, die bezüglich ihrer Verortung im geistlichen Amt von der Kirchenleitung beharrlich ignoriert wird. Der Glaube wächst aber nicht, wenn man andere als Bedienstete oder potentielle Mitglieder sieht. Glaubens- und damit letztlich auch Kirchenentwicklung geht zurück auf das Wirken des Wortes und des Geistes in einem Geflecht freier Begegnungen und Beziehungen, wie Tillich es beschreibt. Eine Gemeindepfarrerin wird wie andere Mitarbeitende gebraucht, um diese Entwicklungen zu erkennen, sie theologisch und praktisch aufzugreifen und zu gestalten. Sie wird m. E. vorwiegend immer noch als Generalistin gebraucht, weil gerade die verschiedenen Arbeitsfelder sich gegenseitig befruchten und weil Menschen sich in ihrem sehr persönlichen Glaubensweg und Engagement oft nicht „weiterverbinden“ lassen an die nächste zuständige Stelle.

Kirchenentwicklung braucht – mit Tillich – keine Großartigkeit. Die Großartigkeit braucht aber seit geraumer Zeit ein nicht geringer Teil des kirchlichen Personals. Zu viele Pfarrer beschäftigen sich mit der Organisation Kirche selbst und richten sich an ihr aus, statt an den Menschen. Der Pfarrberuf ist viel mehr als früher ein Karriereberuf geworden und führt über entsprechende Spezialisierungen oft in völlig fachfremde Tätigkeiten, die andere besser erledigen würden. Karrieren führen aber niemals in die Gemeinde. Und aufs Ganze der Kirchenentwicklung gesehen offenbar auch nicht in die viel beschworene größere Nähe zu den

Menschen. Sie führen in die Nähe zur Organisation und in großartige Bilder davon, wie die Kirche sein sollte. Die Vielfalt, das „Kleinklein“, die schiere Menge an Kontakten, die Unstrukturiertheit und die kreativen Herausforderungen sind Gründe geworden, die Gemeinde zu meiden. Die große Verheißung, die PuK den verbliebenen Generalisten nun macht, ist ausgerechnet die Funktion im neu zu organisierenden „Raum“.

Wie kommt es, dass die Gemeinde selbst gegen die kirchensoziologischen Erkenntnisse und die theologische Vernunft nicht als Zukunftsmodell wahrgenommen wird? Die Philosophin und Soziologin Maren Lehmann hat dazu einen sehr erhellenden Vortrag vor der VELKD-Bischofskonferenz gehalten, der die Kirchenleitenden selbst in den Blick nimmt (Die folgenden Zitate stammen alle aus: Maren Lehmann, Auf der Suche nach der verlorenen Gemeinde, Vortrag auf der Klausurtagung der Bischofskonferenz der VELKD, Goslar, 18. März 2017). Lehmann erkennt in den Kirchenleitungen folgende Haltung: „Man hat sie (die Gemeinde) vergessen, nachdem man ihr ausgewichen, ihr aus dem Weg gegangen war wie einer Kleinstadt, in der man aufgewachsen war, die einem aber jetzt allzu eng wird, in der alles viel zu klein, viel zu verbraucht, viel zu träge erscheint ... Die Kirchenleitung kennt sich selbst in der Gemeinde ... nicht mehr wieder und weicht ihr aus – in andere Formen der Geselligkeit, der Gemeinschaftlichkeit, der Begegnung.“ Die „...vergessene Gemeinde überlebt als Reminiszenz, als Traum, als Sehnsucht, als Wunsch ... Keine wirkliche Gemeinde kann diesem Desiderat gerecht werden, aber jede wirkliche Gemeinde sieht sich einem Veränderungsdruck ausgesetzt, der aus der – typisch modernen, typisch kapitalistischen, typisch bildungsbürgerlichen, also

typisch protestantischen – Erwartung resultiert, daß Veränderung schon als solche wünschenswert ist und durch Arbeit, Anstrengung, Anpassung ermöglicht wird.“ Die Kirchenleitungen nehmen von sich selbst an, dass sie besser zur Gesellschaft „passen“ und treiben die Gemeinden in „anschlussfähige(n), mithin religiös eher indifferente Kommunikationen“, fordern die Gemeinde auf, „... sich stärker an den Leitungsebenen und schwächer an den Leuten zu orientieren“. Die Gemeindepfarrer treibt Kirchenleitung damit in „...Erschöpfung und Vermeidungssehnsucht.“ Kurz: Lehmann konstatiert einen verhängnisvollen Kreislauf der reformfixierten Selbstbeschäftigung, der sich nicht aus dem Evangelium, sondern aus verengten Ideologien speist und in den die Kirchenleitung die Gemeinden beharrlich hineinzieht.

Wenn PuK wirklich etwas zum Guten bewegt haben wird, hat es diesen Kreislauf durchbrochen. Das heißt konkret: Bei der nächsten Landesstellenplanung werden die Sprengel kleiner, damit Pfarrerrinnen ihre Arbeit wieder machen können. Es kommen mehr Mitarbeitende und finanzielle Ressourcen in der Gemeinde an, damit Kirchenvorstände Schwerpunkte setzen können. Die Hierarchien werden flacher. Karrieren führen in die Gemeinde und damit in die Nähe zu den Leuten. 20, 30 und mehr Jahre im überparochialen Dienst gibt es nicht mehr. Es gibt mehr Wechsel zwischen Funktion und Gemeinde. Die Prüfung von Nachrangigkeiten (S. 25) erstreckt sich auf die ganze Kirche und führt zu Konsequenzen vor allem im funktionalen Bereich. Der Pfarrberuf bleibt auf die Gemeinde bezogen und behält so seinen Sinn. Das heißt auch, die Kirchenleitung hört auf damit, sich klassische Kompetenzen des Pfarrberufs einzuverleiben und sie als funktionale Hybride wieder

auszuspuken (Beispiel „Geistliche Begleitung“).

Es wird sich zeigen, ob PuK so viel Innovation anstoßen und dezentrale Strukturen schaffen kann. Zu befürchten ist, dass PuK im Sinne Tillichs eine großartige Aktion der Kirchenleitung bleibt, um angesichts der bevorstehenden Landesstellenplanung die Gemeinden weiter zu kürzen und den entstehenden Ärger auf die mittlere Ebene zu lenken. „... aber kauf Dir keinen Schnaps davon!“ Die Gemeinde könnte am Ende dasitzen

und in ihrem Pappbecher ist gar nichts gelandet, im Gegenteil. Sie traut ihren Ohren nicht ob des Ratschlags, den sie trotzdem bekommt und der ihr insgeheim Verschwendung unterstellt. Ungläubig hebt sie den Blick und erkennt: Der wahre Süchtige steht vor ihr. Es würden weiter viele Chancen vertan. Die Gemeinde wird es überleben, weil sie Geschöpf des Geistes und des Wortes ist. „Wir sind Bettler, das ist wahr.“ (M. Luther)

Hans-Ulrich Pschierer, Pfarrer in Fürth, Aufbruch Gemeinde

Was „Digitalisierung“ in der Kirche nicht heißen kann

Kursorische Notizen

Notiz I: # Digitale Kirche

Immer wenn ich die verschiedenen Internetseiten zur Digitalisierung der Kirche – wie immer sie auch heißen mögen – aufschlage, überkommt mich gähnende Langeweile¹. Das Design ist dem Einheitsbrei irgend eines Wordpress-Kataloges entnommen oder dem bemühten Standard-Design eines halbgebauten kirchenverbandelten Designbüros, niemals irgendwie verstörend, niemals aufregend, niemals der Welt eine Torheit, sondern immer brav, konform, glatt und css-gestylt. Raffael statt Caravaggio, Masolino statt Masaccio. Kann man mit leben, muss man aber nicht. Ich möchte es jedenfalls nicht. Es erzeugt in mir unmittelbar Unbehagen. Wenn Glätte das Programm ist, muss ich dem nicht auch noch folgen.

Und dann die Inhalte. Wir alle leben davon, dass wir das, was wir können, prostituieren. Aber muss wirklich nahezu jeder Web-Auftritt in Sachen Internet und Kirchen behaupten, ohne den konse-

¹ Vgl. etwa <http://digitale-kirche.evangelisch.de/>

quenten Medieneinsatz wäre die Reformation nicht gelungen und deshalb müsse man auch auf die neuen Medien setzen? Das offenbart ein geringes Zutrauen in den Heiligen Geist. „The Culture of Persuasion“² funktioniert anders. Manchmal nutzt der Heilige Geist den Buchdruck, manchmal nicht. Manchmal nutzt er Bilder, manchmal nicht. Wollen wir in Deutschland weiterhin verdrängen, dass der erfolgreichere Teil der Reformation eben nicht auf die Verbilderung des Glaubens gesetzt hat, sondern bei der Verkündigung des Wortes geblieben ist? Cranach, Cranach zu schreien macht die Sache doch nicht plausibler. Da ist mir jeder humanistische Künstler lieber, der statt religiöse Bildpropaganda zu betreiben und die Kunst zugrunde zu richten, der Kunst und damit der Sache treu geblieben ist³. Und das

² Vgl. dazu Pettegree, Andrew (2005): *Reformation and the culture of persuasion*. Cambridge.

³ „Diese Entwicklungen vor Augen, kann die Kunst ihre Treue zu ihrer wahren Affinität zur Religion, die Bindung an die Wahrheit, nur durch eine fast asketische Abstinenz von allen religi-

Gleiche gilt für die Umsetzung ins Digitale.

Sicher, die IT-Fans wollen ihre Expertise in Sachen Digitalisierung der Kirche und den Gemeinden verkaufen, aber das sollte doch mit Maß geschehen. Martin Luther hat sich nicht hingestellt und nächtelang zusammen mit seinen Kollegen diskutiert, welches „Medium“ denn zur Kommunikation der reformatorischen Anliegen das Modernste sei, er hat keinesfalls Hashtags a la #Digitale Kirche entworfen, sondern er hat zunächst: Theologie getrieben. Wo er konnte, hat er medial – manchmal mehr als notwendig – auf Altbewährtes gesetzt. Auch seine visuellen Medienstrategien sind konventioneller als manche uns glauben lassen wollen. Vieles hat Luther einfach nur aus der katholischen Tradition übernommen. Man muss nur die Bilder aus der Schedelschen Weltchronik von 1493 mit den Bildern aus der Lutherbibel von 1534 vergleichen. Dass alle Kommunikation mediengebunden ist, bedeutet eben nicht, dass wir uns auf die Medien konzentrieren müssen, sondern nur, dass wir die passenden Medien für unsere Kommunikation der zentralen Inhalte finden müssen. Das brauchen nicht notwendig die neuesten Medien sein. Das gilt auch für die Gemeindekommunikation. Ich bin sehr für die Internetanbindung von Gemeinden, sehr für die Nutzung der Potentiale des Digitalen, und das nicht nur deshalb, weil auch ich seit mehr als 20 Jahren damit lebe. Aber die Argumente dafür müssen

ösen Ansprüchen oder irgendwelchen Berührungen mit religiösen Themen bewahren. Religiöse Kunst heutzutage ist nichts als Blasphemie.“ Adorno, Theodor W. (2002): Theses upon Art and Religion today. In: Theodor W. Adorno: Noten zur Literatur (I-IV): Frankfurt am Main, S. 647–653, hier S. 653. [Übers. d. Verf.]

doch sinnvoll und vernünftig sein⁴. Nein, mit aller Digitalisierung wird die Kirche keine Änderung bei der Flucht der Menschen aus der Kirche erreichen. Wenn es so einfach wäre, dann hätte irgendeine theologisch dürftige Sekte schon längst mit Hilfe der Digitalisierung die Wende geschafft. So technikabstinent sind unsere charismatischen Brüder im Glauben ja nicht. Ganz im Gegenteil, sie haben schon früh auf Satellitentechnologie und Fernsehkirchen gesetzt. Aber Digitalisierung schafft noch keine Theologie. Während ich das schreibe, findet in Leipzig der per Satellit verbreitete ProChrist-Kongress 2018 statt, aber niemand nimmt ihn zur Kenntnis, vermutlich, weil dort niemand etwas zu sagen hat – außer altbackener Ideologie, die hochmodern verbreitet wird. Unglaublich? Ja, aber Wirklichkeit.

Zu befürchten steht, dass „Digitalisierung“ in der Kirche vor allem verwaltungstechnisch und im Blick auf den Arbeitsmarkt aufgegriffen wird. In diesem Sinne sagte der württembergische Bischof July jüngst, die Digitalisierung werde auch Auswirkungen auf die Kirche haben und könne etwa Verwaltungsabläufe verbessern. Gleichzeitig werfe der Prozess ethische Fragen auf, weil dadurch Arbeitsplätze verloren gingen. Das ist mir zu wenig.

Notiz II: Eine „Digitale Theologie“ gibt es nicht

Wenn es heute Bücher gibt, die von „digitaler Theologie“ sprechen, so ist dies oft dem Markt, aber nicht der Sache geschuldet. Was soll „digitale“ Theologie sein? Binäre Theologie? Sicher nicht. Offenkun-

⁴ Vgl. Mertin/Herrmann: Im Wettstreit mit Gott. Das Internet als Impuls für die Theologie. Evangelische Kommentare 8/96, S. 481–484. Erneut abgedruckt unter <https://www.theomag.de/07/mh1.htm>

dig muss es aber etwas anderes sein als eine Theologie des Digitalen.

Zur Begründung werden dabei menschheitsgeschichtliche Fakten so zusammengeschustert, dass sie zur intendierten Botschaft des Buches passen:

„Viermal in der Menschheitsgeschichte hat sich unser Leben durch Erfindungen oder – vielleicht besser – Entdeckungen grundlegend kulturell verändert: Als wir das Sprechen lernten, lernten wir zu lügen, als wir das Schreiben lernten, lernten wir zu planen, mit dem Buchdruck lernten wir das Kritisieren, und mit dem Internet lernen wir, uns miteinander zu vernetzen. Wir überwinden heute medial Raum und Zeit, die Grenzen der Länder und des Leibes. Wir lernen neue Sprachen und neue Worte, wir leben in neuen Horizonten und in einem neuen Takt. Wir denken neu, wir arbeiten neu, wir lernen anders, wir begegnen uns anders.“⁵

Tun wir zunächst wider besseren Wissens so, als ob Tiere wirklich nicht lügen könnten und Neandertaler nicht sprechen. Die Sprachfähigkeit des Menschen beginnt vor mindestens 100.000 (wenn nicht sogar vor 300.000) Jahren. Die Schriftsprache beginnt vor 6.000 Jahren, der Buchdruck vor knapp 600 Jahren, das Internet vor weniger als 50 Jahren. Versucht man, dies auf einer maßstabsgerechten Linie einzutragen, dann fällt es schwer, die Linie so lang zu ziehen, dass die letzten drei genannten Ereignisse noch sinnvoll unterschieden werden können.

Davor liegt aber zunächst einmal die Entdeckung der Steine als Werkzeuge vor 3,4 Millionen Jahren 5 Haberer, Johanna (2015): Digitale Theologie. Gott und die Medienrevolution der Gegenwart. München, S 11.

und die Zähmung des Wildfeuers vor 1,8 Millionen Jahren, kulturelle Fortschritte wie sie gravierender kaum gedacht werden können. Und zwischen den genannten Ereignissen der Sprache und der Schrift liegen so bedeutende kulturelle Errungenschaften wie die Fabrikation von Bildern (je nach Datierungsmethode 64.000 bis 48.000 vor heute), die Entwicklung der Schifffahrt vor 40.000 Jahren, die neolithische Revolution vor 11.000 Jahren mit der Entwicklung einer systemisch ausgearbeiteten Religion und noch sehr vieles mehr, hinzu kommt später der menschliche Aufbruch zu den Sternen in den 60er Jahren. Was rechtfertigt es, so unvergleichbare Ereignisse wie Sprache, Schrift, Buchdruck und Internet als die zentralen Schritte zu bezeichnen? „Viermal in der Menschheitsgeschichte hat sich unser Leben durch Erfindungen oder – vielleicht besser – Entdeckungen grundlegend kulturell verändert“. Wie kann man das schreiben? Mir fallen auf einen Schlag so viele kulturelle Entwicklungsschritte der Menschheit ein, dass man getrost zwei bis drei Nullen hinter die 4 schreiben könnte.

Diese vier Entdeckungen herauszugreifen ist durch und durch mythische Rede. Vermutlich wird man zudem den Buchdruck und das Internet schon in 2.000 Jahren als einen einzigen Schritt begreifen, weil sie so kurz hintereinander stattgefunden haben – so wie wir mit dem Begriff „Höhlenmalerei“ ja über 20.000 Jahre Kulturentwicklung zusammenfassen. Und die Behauptung, dass wir angeblich erst mit dem Internet lernen, uns miteinander zu vernetzen, ist ein von IBM und NEC in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts per Werbespots verbreiteter Mythos, der damit nicht wahr wird. Die Rede von der Erde als globalem Dorf war schon nicht wahr, als die Erde vor 200.000 Jahren wirklich noch ein Dorf war.

Theologie ist Entmythologisierung – seitdem es überhaupt Theologie gibt. Deshalb sollten wir auch zur Entmythologisierung der digitalen Mythen beitragen. Ganz sicher kann und muss es eine Theologie des Digitalen geben, eine Theologie, die sich mit der Digitalisierung unserer Lebenswelten beschäftigt, mit Algorithmen-Ethik und vielem mehr, aber es gibt keine: digitale Theologie. Es gibt digitale Bilder, es gibt digitale Kunst – weil diese als solche sich nicht nur im Raum des Digitalen ereignen, sondern konstitutiv an das Digitale gebunden sind⁶. Nur höchst ironisch kann man dagegen Begriffe wie digitale Mystik gebrauchen. Und schon Thomas Assheuer meinte seinerzeit die Mystik des Digitalen⁷. Ein Redakteur der Zeitschrift *Technology Review*, Gregor Honsel, beendet seine – ansonsten selbst leider ziemlich oberflächliche – Rezension des Buches zur Digitalen Theologie von Johanna Haberer mit dem Seufzer: „Schade. Ich hatte gehofft, dass die Theologie Schlaues zum digitalen Wandel beizutragen wüsste.“⁸ Vertan, vertan sprach der Hahn und stieg herab vom Schwan.

Es ist irgendwie merkwürdig und traurig, dass solide theologische Debatten über Digitalisierung heutzutage a) nicht von Theologinnen und Theologen und b) eher auf einer Plattform wie www.algorithmenethik.de als auf kirchlichen Seiten geführt werden. Und mit theologischen Debattenbeiträgen meine ich solche, die nicht um das „Bürgersein in der digitalen Welt“ kreisen, sondern wirklich

⁶ Hans Ulrich (2003): *Kunst als Medientheorie. Vom Zeichen zur Handlung*. München. Sowie ders. (2002): *Mythos Medienkunst*. Köln.

⁷ So Assheuer, Thomas (2004): *Digitale Mystik*. In: *Die ZEIT*, 31.12.2004 (1). <http://www.zeit.de/2005/01/Kunst>.
⁸ <https://www.heise.de/tr/blog/artikel/Ist-Google-Gott-2644036.html>

philosophische-humanistische-theologische Maßstäbe benennen, anhand derer Menschen mit Maschinen respektive mit Algorithmen umgehen sollten.

Notiz III: Theologie des Digitalen

Judentum und Christentum sind nicht zuletzt Deutungsreligionen. Sie deuten die Welt unter der religiösen Erfahrung des befreienden Gottes vom Sinai. „Schma Israel – Höre und erinnere dich Israel“ ist in die Konstitution unseres Glaubens tief eingeschrieben. Zu dieser Erinnerung an das befreiende Handeln Gottes gehört nun ebenso die Besinnung darauf, dass sich der jüdische und der christliche Glaube in die Kultur ihrer Umwelt eingeschrieben haben, wie auch die kritische Reflexion und Interpretation dieser Umwelt. Eine Theologie des Digitalen kann nicht nur bewahrt-theologisch arbeiten, also gegen die Digitalisierung der Lebenswelten einfach auf überlieferte „Wahrheiten“ setzen. Es reicht nicht, einfach nur biblische Einsichten und reformatorische Aufbrüche aus dem Hut zu zaubern und 10 Gebote für die digitale Welt aufzustellen – das ist unterkomplex. Perry Barlows an Paulus orientierte „Principles of Adult Behavior“⁹ sind situationsangemessener als die formalisierte Anwendung theologischer Plattitüden. Stattdessen gilt es zu bedenken, was Ralph Charbonnier in der ZEIT so zusammengefasst hat:

¹⁰ „Für die Kirchen geht es bei der Digitalisierung nicht nur darum, konkrete Technologien und technische Produkte ethisch zu bewerten“ Vgl. Verf. (2018): *Principles of Adult Behavior. Eine Erinnerung aus Anlass des Todes von John Perry Barlow*, <https://www.theomag.de/112/am621.htm>
⁹ Charbonnier, Ralph (2017): *Digitalisierung: Jesus und die Algorithmen*. In: *Zeit* (32), <http://www.zeit.de/2017/32/digitalisierung-christentum-problem>

ten. Es geht um mehr: Digitalisierung ist als eine spezifische Weise anzusehen, Wirklichkeit wahrzunehmen, zu interpretieren und in ihr zu wirken.“

Das ist leichter gesagt als getan und vermutlich nicht zufällig verzichtet Charbonnier darauf, es zu konkretisieren. Zunächst einmal geht es darum, Digitalisierung überhaupt nur zu begreifen. Der Versuch, diese Prozesse zu durchdringen, dürfte einige Jahre kosten, wenn es denn valide geschehen soll und man nicht aus dem Bauch heraus seine theologischen Vorurteile von sich gibt. Gleichzeitig geschehen diese Dinge aber in einer derartigen Geschwindigkeit, dass man ihnen kaum nachkommt. Das ist das Dilemma. Dennoch muss man mehr sagen können, als dass die kirchlichen Verwaltungsprozesse durch Digitalisierung optimiert werden oder Arbeitsprozesse in der Wirtschaft tangiert sind. Aber dieser Prozess ist kein neuer, wie ich selbst als Soft-Cyborg weiß, dem die faszinierenden Errungenschaften der Hochtechnologie schon seit Jahrzehnten zunehmend unter die Haut wachsen. Die Diskussion der intimen Technologien, die die Menschheit verändern, ist deutlich älter als das Entsetzen der Menschen über die Enthüllungen von Edward Snowden.

Wie sagte Sherry Turkle schon vor Jahren: „Die ersten Menschen, die mit intimen Technologien in Berührung kamen, waren Kranke, zum Beispiel Diabetiker, die mehrmals am Tag ihren Blutzucker überprüfen müssen. Mehr und mehr Leute kommen in die Situation, wo ihnen die Technologie auf den Leib rückt und dort für ihr Wohlbefinden sorgt. ... Ganz allmählich geht uns die Technologie mehr und mehr unter die Haut, zuerst natürlich im medizinischen Bereich: Chips, die das Hören, Sehen oder unsere Gedächtnisleistung verbessern – eines

wird zum nächsten führen und Cyborgs werden uns dann nicht einmal mehr auffallen.“ Irgendwann werden wir – wie von William Gibson in seiner Cyberpunk-Trilogie¹¹ beschrieben – alle Schnittstellen für die virtuellen Welten nicht nur am, sondern im Körper haben. Auch das muss theologisch reflektiert werden.

Notiz IV: Digitale Pfarrerinnen und Pfarrer

Von der Theologie des Digitalen noch einmal grundsätzlich zu unterscheiden ist die Digitalisierung und Virtualisierung der pastoraltheologischen Handlungen, über die Thomas Melzl in der 112. Ausgabe des Magazins für Theologie und Ästhetik schreibt¹². Diese Reflexionen sind unentbehrlich und müssen wie hier mit viel Expertise und Phantasie vorangetrieben werden. Ich will aber nicht verhehlen, dass ich gegenüber der Digitalisierung der pastoraltheologischen Handlungen tief skeptisch bin. Nicht weil ich glaube, dass dies theologisch illegitim wäre oder theologisch nicht zu rechtfertigen wäre. Ganz im Gegenteil, da habe ich überhaupt keine Zweifel.

Selbstverständlich können wir auch Pfarrerinnen und Pfarrer durch Maschinen ersetzen, vielleicht nicht restlos, aber in vielem. So wie wir ja zunehmend auch in vielen anderen Berufen Menschen durch Maschinen ersetzen werden. Selbst in der Meinungsbildung beginnen wir, durch Bots Meinungen zu steuern. Und warum sollte eine Maschine schlechter in der Sündenvergebung

11 William (1987): *Neuromancer*. München. Gibson, William (1997): *Biochips*, 9. Aufl. München. Gibson, William (1990): *Mona Lisa Overdrive*, 2. Aufl. München.

12 Vgl. Thomas Melzl, „Das unentdeckte Land. Anfragen der Digitalisierung an Theologie und Kirche am Beispiel liturgischer Handlungen“ <https://www.theomag.de/112/tm01.htm>

sein als ein Pfarrer oder eine Pfarrerin? Schließlich weiß er dank Big-Data ja auch viel mehr von seinem Beichtkind, mehr als es ein Beichtvater je wissen könnte. Warum sollte er schlechter predigen, wenn ihm doch Millionen von bisher gehaltenen Predigten zur Verbesserung seiner Sprachkultur zur Verfügung stehen? Eben so, wie ein Schachcomputer auf Millionen bereits gespielter Partien zurückgreifen kann. Warum sollte man etwas dagegen haben, wenn im Krankheits- oder Sterbefall statt einer vielbeschäftigten kirchlichen Amtsperson ein Roboter zur Spendung des letzten Abendmahles oder – bei Katholiken – zur letzten Ölung käme? Warum sollten die lästigen Beerdigungen nicht durch Automaten durchgeführt werden, die aus den zur Verfügung stehenden BigData des Verstorbenen sicher eine bessere und persönlichere Beerdigungspredigt zusammenstellen könnten, als all die Geistlichen, denen ich in den letzten Jahren bei diesem Ritus zuhören durfte? Warum sollten wir nicht virtuelle Gottesdienste mit virtuellem Abendmahl feiern? Wem es Spaß macht und wer das für Religion hält – bitte schön.

Es wäre nur nicht meine Religion und ich persönlich hätte auch überhaupt kein Interesse daran. Nur weil etwas geht, muss man es nicht unbedingt machen. Vor einigen Jahren schrieb ein reformierter Kollege ein überaus kluges Buch darüber, dass auch nach reformierter Theologie der Einsatz von Bildern in Gottesdienst und Verkündigung legitim sei. Und er hatte theologisch ganz sicher Recht¹³. Aber dennoch gibt es diese Ausprägung der reformierten Kirche, in ihrer religiösen Praxis genau darauf zu verzichten. Ich könnte mir auch für das Judentum vorstellen, dass man im Blick auf das, was als koscher gilt, Variationen und Modernisierungen entwi-
13 Vgl. <https://www.theomag.de/17/am50.htm>

ckeln kann. Die Frage aber bleibt, welches Gewicht das kulturelle Gedächtnis für die einzelne Religion hat und ob wir die bisherigen religiösen Tafeln einfach durch neue Whiteboards austauschen können und vor allen Dingen: sollten¹⁴.

Und da sage ich zunächst einmal: lassen wir es darauf ankommen. Schauen wir, was die digitalen Segenshandlungen bringen werden, vor allem dann, wenn es nicht nur einen solitären Segensroboter wie in Wittenberg gibt, sondern an jedem Flughafen, jedem Bahnhof, jeder Haltestelle einer Straßenbahn, ja in jedem Haushalt einer steht. Nach dem Aufstehen und vor dem Einchecken schnell noch eine Segenshandlung. „Die Maschine segne dich und behüte dich; die Maschine lasse ihr Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; die Maschine hebe ihr Angesicht über dich und gebe dir Frieden.“

Vielleicht ist es angesichts dessen dann doch ganz attraktiv, sich nicht der Serialität, die aus der Maschinenteknik notwendig folgt, hinzugeben, sondern das Personale zu schätzen. Aber wie gesagt: schauen wir ruhig, was Segensroboter, Digitalisierung der pastoraltheologischen Handlungen und virtuelle Gottesdienste den Menschen bringen. Ich bin immer für Experimente – solange ich daran nicht teilnehmen muss.

Allerdings, weil ich diesen Text ja ursprünglich in einem Kunst- und Kulturmagazin geschrieben habe, möchte ich auch das festhalten: ein Kunst-Projekt ist der eingesetzte Segensroboter keinesfalls. Das ist eine Kategorienverwechslung¹⁵. Nur

14 Vgl. Halbwachs, Maurice; Maus, Heinz (1985): Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt a. M.

15 Vgl. Dewey, John (1980): Kunst als Erfahrung. Frankfurt am Main, S. 368: „Kritiker ebenso wie Theoretiker sind der Versuchung ausgesetzt,

weil ein Elektro-Ingenieur seinen Roboter als Kunstprojekt etikettiert, ist es noch keines¹⁶. Und ‚künstlich‘ und ‚Kunst‘ sind zwei unterschiedliche Phänomene. Man könnte es viel plausibler ein soziales Experiment nennen. Oder man verwendet einen extrem breiten Kunstbegriff, wie er in Kochkunst oder anderen Derivaten vorkommt und im Sinne von kunstvoll gebraucht wird. Das Kunsthafte an einem Kunstobjekt, das sagen einem alle ästhetischen Theorien der letzten 200 Jahre, ist gerade die Wendung gegen die Instrumentalisierung und Funktionalisierung¹⁷

Das ist der Gang der Kunst seit der Neuzeit. Als Kunstprojekt würde durch den Segensroboter einsichtig werden, dass es hier keinen Segen gibt – sondern ästhetisch generierte Interaktion.

Auffällig an diesem Roboter-Projekt ist zunächst die zum Ausdruck kommende Unsicherheit darüber, was eine performative Handlung eigentlich ausmacht. Wenn ich schon beim Vollzug des Segens fragen das spezifisch Ästhetische in Begriffe irgendeiner anderen Art von Erfahrung zu übersetzen. Die allgemein verbreitetste Form dieses Trugschlusses ist die Annahme, der Künstler beginne mit einem Material, das bereits einen anerkannten Status in moralischer, philosophischer, historischer oder welcher Hinsicht auch immer besitzt und er mache es dann durch Entwickeln von Gefühlen und phantasievolles Herausputzen angenehmer. Das Kunstwerk wird behandelt, als ob es eine Neuausgabe von Werten wäre, sie schon auf anderen Gebieten der Erfahrung kursieren.“

16 Vgl. dazu Lehnerer, Thomas (1999): Die Botschaft der Kunst. In: Dietrich Neuhaus und Andreas Martin (Hg.): Wie in einem Spiegel. Begegnungen von Kunst, Religion, Theologie und Ästhetik: Frankfurt, S. 119–128.

17 Vgl. dazu Menke, Christoph (1991): Die Souveränität der Kunst. Ästhetische Erfahrung nach Adorno und Derrida. Frankfurt am Main.

muss Was ist Segen? Wann wirkt Segen? dann ist etwas grundlegend schiefgelaufen – man befindet sich plötzlich auf einer Meta-Ebene. Dieser Roboter ist gerade keine Zukunftsvision, sondern eher der verzweifelte Versuch, das fraglich gewordene Alte (den Segen) mit etwas Neuem (dem Roboter) attraktiv zu machen. So funktionieren Re-Novierungen aber nicht.

(Fortsetzung folgt)

Dr. Andreas Martin, Hagen

Verlinkt

Wer mal sehen möchte, was unsere Kolleg*innen in der Nordkirche bewegt:

www.vppn.de

und die Kolleg*innen in Westfalen:

<https://pfarrverein-westfalen.de/>

Petrus

„Nachfolger auf dem Stuhl Petri gesucht!“ So titelten 2013 viele Tageszeitungen, in guter Tradition. Denn bei jedem Konklave erscheint er wieder als graue Eminenz im Hintergrund römischer Kirchenpolitik – Petrus, der Meisterschüler Jesu und Erstapostel der frühen Christenheit. Zum „Apostelfürsten“ wird er erst später, und auch der Titel eines vicarius Christi ist ihm noch nicht in die neutestamentliche Wiege gelegt. Doch seine Karriere zur Repräsentations- und Identifikationsfigur der Kirche startet schon früh. Heute, nach 2000 Jahren, wirft sie Fragen auf: Wird die kirchenpolitische Vereinnahmung dem biblischen Gesamtbild des Petrus wirklich gerecht – oder steht sie nicht eigentlich im Gegensatz zu dem Modellbild von Nachfolge, das dort an der Figur des Fischers vom See Gennesaret entworfen wird? Taugt Simon Petrus überhaupt noch zur Orientierung christlichen Selbstverständnisses – oder ist sein Potential nach den Zeiten der Kontroverstheologie inzwischen verbraucht?

Es überrascht nicht, dass in den ökumenischen Aufbrüchen des 20. Jahrhunderts auch Petrus wieder ganz neu in den Blick tritt. Besonders die Exegese hat sich herausgefordert gesehen, dem „Petrus der Bibel“ weiter nachzuspüren. Seit den 1940er Jahren erleben Petrus-Studien einen regelrechten Boom, der bis in die Gegenwart anhält. Die Themen sind dabei vielfältig geworden, denn auch die Petrus-Figur stellt sich im Neuen Testament in Gestalt unterschiedlich akzentuier-

ter Petrus-Bilder dar. Simon Petrus ist nicht nur eine der am besten belegten, sondern zugleich auch eine der facettenreichsten Erzählfiguren des Neuen Testaments.

So wie im 19. Jh. Bücher zum „Leben Jesu“ die literarische Szene beherrschten, drängen in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s zahlreiche Monographien über Petrus auf den Markt. Als eine Art Impulsgeber erweist sich dabei das Petrus-Buch von Oscar Cullmann (1952), das die Frage nach der Autorität des Felsenmannes in den Mittelpunkt stellt. Papst Johannes XXIII. soll den Autor einmal bei einer Audienz mit den Worten begrüßt haben: „Ah, M. le professeur Cullmann: Matthieu 16!“ Andere Bücher folgen. Die Studie von R. E. Brown, K. P. Donfried und J. Reumann über „Das Petrusbild der Bibel“ (1976) ist im Untertitel bereits klar als eine ökumenische Untersuchung gekennzeichnet. Franz Mussner präsentiert „Petrus und Paulus – Pole der Einheit“ (1976) mit Blick auf eine Kirche im Umbruch, während Rudolf Pesch „Simon-Petrus. Geschichte und geschichtliche Bedeutung des ersten Jüngers Jesu Christi“ (1980) als Band in der Reihe „Päpste und Papsttum“ unterbringt. Ganz protestantisch klingen Christfried Böttrich mit „Petrus. Fischer Fels und Funktionär“ (2001, ²2013) oder Martin Hengel mit „Der unterschätzte Petrus“ (2006). Joachim Gnllka, „Petrus und Rom“ (2002) oder Jürgen Becker, „Simon Petrus im Urchristentum“ (2009) platzieren ihre Darstellungen jeweils im Rahmen einer Triologie über Jesus, Paulus und eben Petrus. Mit diesen Titeln ist aber nur eine kleine Auswahl aus dem deutschsprachigen Bücherangebot präsentiert; auch in englischer und französischer Sprache nehmen Petrus-Monographien zu und lassen sich kaum noch überschauen. „Unterschätzt“ wird Petrus jedenfalls schon lange nicht mehr!

In den jüngeren prosopographischen Studien zu Petrus sind drei Themenkreise zu erkennen, die sich alle mehr oder weniger an dem traditionell politischen Format des Petrus abarbeiten. Das betrifft die lange Zeit kontrovers-theologisch besetzte Frage nach der Beziehung zwischen „Petrus und Paulus“ sowie wie die berühmte, durch den Petersdom auf dem Vatikan eindrucksvoll visualisierte „Petrus-Rom-Frage“. Einen ganz neuen Weg beschreitet hingegen die unter ökumenischem Vorzeichen begonnene, noch zögerlich ihre ersten Schritte setzende Debatte um einen überkonfessionellen „Petrus-Dienst“.

1. Petrus und Paulus

Etwa seit der Mitte des 3. Jh.s teilen sich Petrus und Paulus im Märtyrerkalender der Kirche einen gemeinsamen Festtag. Am 29. Juni gedenkt man der „neuen Sterne Roms“, wie Papst Damasus sie einst nannte. In großer Einmütigkeit fungieren sie fortan als Symbolfiguren für die Einheit der Christenheit. Die Texte des Neuen Testaments zeichnen hier freilich ein sehr viel spannungsvolleres Bild. Den Charakter einer Schlüsselszene hat in dieser Hinsicht Gal 2,11-14: In der Gemeinde von Antiochia kommt es zur offenen Konfrontation zwischen Paulus und Petrus um die Frage der Tischgemeinschaft zwischen Juden und Nichtjuden. Für Paulus ist damit der status confessionis aufgerufen, denn die Einheit des Leibes Christi duldet gerade in der Feier des Herrenmahles keine Ab- und Ausgrenzungen. Er bezichtigt Petrus der Heuchelei und riskiert den Bruch. Der Ausgang dieses Streites bleibt zunächst offen. Paulus reist im Unfrieden ab und bricht zu seiner zweiten Missionsreise auf.

Darf es das geben – Streit unter den maßgeblichen Persönlichkei-

ten der Frühzeit? Die Kirchenväter haben sich damit sehr schwer getan und versucht, den Konflikt zu entschärfen. Immerhin scheint es ja im Nachgang zu einer Einigung (im Sinne des Paulus) gekommen zu sein. Doch die unterschiedlichen Profile der beiden Apostel sind im Neuen Testament schon unübersehbar angelegt. 1500 Jahre später gibt es einen, der für diese Kontroverse ganz besonders viel übrig hat. Martin Luther liest Gal 2 als Legitimation einer Streitkultur in der Kirche, wo die „Wahrheit des Evangeliums“ auf dem Spiel steht. Wenn ein Paulus einem Petrus „ins Angesicht hinein widerstehen“ darf, dann darf auch ein an Paulus geschulter Mönch aus Wittenberg dem Nachfolger auf dem Stuhl Petri widersprechen. Damit bricht die so lange gepflegte Einheit der „Apostelfürsten“ wieder auseinander. Die Rechtfertigungstheologie der Reformatoren, Herzstück ihres neuen Selbstverständnisses, macht Paulus zu ihrer Galionsfigur, während sich der römische Primatsanspruch nun umso nachdrücklicher auf die Autorität des Petrus beruft. Beide Apostel werden zu Frontmännern konfessioneller Abgrenzungen und Profilbildungen.

Ganz so einfach liegen die Dinge jedoch nicht, wenn man die exegetischen Grundlagen prüft. In der protestantischen Bedeutungsperspektive wird Paulus, von dem wir allein sieben authentische Briefe besitzen, zur wichtigsten theologischen Stimme. Vor allem er steht für die formative Phase frühchristlicher Theologie. Doch dieses Bild verdankt sich allein der Tatsache, dass gerade seine Briefe erhalten geblieben sind. Andere Stimmen sind verklungen, ohne schriftlich fixiert worden zu sein. Und dazu gehört an prominenter Stelle eben auch die Stimme des Petrus. Dessen herausragende Bedeutung als Mann der ersten Stunde, als Augen- und Ohrenzeuge, Traditions-

träger und Initiator hat vor allem Lukas zu gestalten versucht. In seinem Evangelium stilisiert er den „Erstapostel“ zum exemplarischen Nachfolger und maßgeblichen Exponenten des Schülerkreises Jesu, der an allen Schlüsselereignissen beteiligt ist; in der Apostelgeschichte achtet er auf eine sorgfältige Ausbalancierung zwischen Petrus und Paulus und behält dem galiläischen Fischer nicht nur die ersten Reden, organisatorischen Impulse und Wundertaten vor, sondern lässt ihn auch den Durchbruch zur Völkermission vollziehen und rechtfertigen. Dass es dann in der nachapostolischen Zeit zwei Briefe gibt, die seine Autorität in Anspruch nehmen, kommt nicht von ungefähr. Allerdings ist es schon immer aufgefallen, dass in diesen beiden Petrusbriefen doch auch sehr viel Paulus steckt. Jens Herzer hat dieses diffizile Spiel zwischen Nähe und Eigenständigkeit 1998 einfühlsam beschrieben. Eine regelrechte „Theologie“ in petrinischer Tradition lässt sich daraus jedenfalls noch nicht gewinnen. Aber das Gesamtbild des neutestamentlichen Befundes ist eindeutig: Petrus wird in der frühen Christenheit vor allem als Garant der Überlieferung und Mann der Einheit verstanden, der nicht nur den Weg zur Völkermission beschreitet, sondern auch die Einheit mit Israel zu bewahren versucht. In diesem Bemühen gerät er mit Paulus in Konflikt. Aber seine Rolle als Integrationsfigur scheint davon unberührt zu bleiben.

Die Exegese des 20. Jh.s hat vor allem dieser Beziehungskonstellation wieder sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt. Eine ganze Reihe von Untersuchungen befasst sich inzwischen mit der Frage, inwiefern Petrus und Paulus einander bedingen und Bereiche abdecken, die für Wesen und Bestand der Kirche unverzichtbar sind. Die Zeit der „Apostelfürsten“ ist heu-

te ebenso vorbei wie die Zeit der „Frontmänner“. So wie Paulus und seine Rechtfertigungstheologie in der katholischen Exegese eine Renaissance erlebt haben, tritt auch Petrus auf protestantischer Seite aus dem Schatten des römischen Primates heraus und wird ganz neu als eine der zentralen Figuren frühchristlicher Identitätsbildung wahrgenommen.

2. Petrus in Rom

War Petrus jemals in Rom? Das Neue Testament gibt darüber keine Auskunft. Nach Apg 12,17 begibt sich Petrus, gerade auf wunderbare Weise aus der Haft befreit, von Jerusalem aus „an einen anderen Ort“. Im Lichte von Gal 2,11 könnte damit vielleicht Antiochia am Orontes gemeint sein. In Apg 15 taucht Petrus dann noch einmal in Jerusalem auf. Danach aber verlieren sich seine Spuren. Still und unbemerkt tritt er von der Bühne ab. 1Kor 1,12 erwähnt eine Kephas-Partei in der Gemeinde – aber muss Petrus deshalb auch persönlich in Korinth gewesen sein? Lediglich die Schlussgrüße in 1Petr 5,13 suggerieren, dass dieser Brief unter der Autorität des Petrus aus „Babylon“ (= Rom) geschrieben sein will; das ist der einzige Hinweis. 1Klem 5,4.7 deutet ein Ende des Petrus in Rom nur vage an. Erst die apokryphen Apostelgeschichten sowie eine immer bunter sprießende Legende füllen vom 2. Jh. an diese Leerstelle aus und wissen nun auch von einem Martyrium des Petrus in Rom plastisch und detailreich zu erzählen.

Protestanten lässt dieser Befund einigermaßen kalt. Für die katholische Kirche aber steht hier einiges auf dem Spiel. Denn der Anspruch, mit dem Inhaber des „Stuhles Petri“ in der Sukzession des Erstapostels zu stehen, setzt nun einmal die physische Präsenz des Petrus in Rom voraus. Die Überzeugung, dass die Peterskirche auf dem Vatikan

über dem Grab des Apostels gebaut sei, bringt diesen Zusammenhang ja auch klar und unmissverständlich zum Ausdruck. Aber befindet sich in der vatikanischen Nekropole denn tatsächlich das Grab des Petrus? Die Grabungen, die 1940–1949 zur Zeit von Pius XII. unternommen wurden, haben zu einem ambivalenten Ergebnis geführt. Mit Sicherheit kann man jedoch sagen: Ein Petrus-„Grab“ ist damit nicht nachgewiesen worden. Was es an diesem Ort gibt, ist ein um 140 herum (also rund 70 Jahre nach dem mutmaßlichen Tod des Petrus) von römischen Christen markierter Erinnerungsort. Soweit führt die Archäologie immerhin zurück; schriftliche Zeugnisse zu dieser Memorie setzen dann erst mit Beginn des 3. Jh.s ein.

Der Jenaer Protestant Karl Heussi, mit dessen „Kompendium der Kirchengeschichte“ Generationen von Theologiestudierenden ihr Examen vorbereitet haben, hat sein Leben lang gegen die Annahme gekämpft, Petrus sei in Rom zu Tode gekommen. Er argumentiert dabei vor allem mit dem, was nicht gesagt ist und destruiert die Legende. Dabei schüttet er immer wieder ganz kräftig das Kind mit dem Bade aus. Denn auch über konkurrierende Orte für ein Ende des Petrus wissen wir nichts, und die römische Petruslegende scheint doch zumindest eine ganz allgemeine Erinnerung aufbewahrt zu haben. 1Petr 5,13 und 1Klem 5,4.7 begründen eine gewisse historische Wahrscheinlichkeit, die von jenem archäologisch und literarisch nachweisbaren Gedächtnisort am Vatikan flankiert wird. Nur darf man daran keine allzu schweren Gewichte hängen. Gezündet hat Petrus die Gemeinde in Rom ebensowenig wie Paulus, und ein „Bischofsamt“ kommt erst gegen Ende des 1. Jh.s auf.

Mit einer solchen Einsicht könnte man sich eigentlich beruhigen

– Katholiken bedauernd, dass die Evidenz nicht stärker ist, Protestanten befriedigt, dass der „Stuhl Petri“ eben doch nicht so fest steht, wie gerne behauptet. Die Fragen nach Lehrautorität und Sukzession stehen ohnehin auf einem ganz anderen Blatt. 2009 war es mit aller Beruhigung jedoch wieder vorbei, als der Altphilologe Otto Zwierlein eine neue kritische Edition der apokryphen Petrusakten vorlegte, publikumswirksam von einer steilen These begleitet: Das römische Martyrium des Petrus sei so eindeutig und ausschließlich legendarischen Charakters, dass man daraus keinerlei Schlüsse auf historische Hintergründe ziehen könne. Das war eigentlich schon immer klar. Doch nun machte Zwierlein den fiktiven Charakter der Petrusakten zum Ansatzpunkt, auch noch das letzte Körnchen Wahrscheinlichkeit einer Verbindung des Petrus mit Rom rigoros zu bestreiten. Die Reaktionen ließen nicht lange auf sich warten – und zeigten, dass Zwierleins These einen empfindlichen Nerv getroffen hatte.

Im Jahre 2010 widmeten sich zwei große Konferenzen (in Rom und Freiburg) den Thesen Zwierleins. Ihre Beiträge wurden 2011 von Stefan Heid in einem schwergewichtigen Band zugänglich gemacht und beförderten nachhaltig die weitere Debatte. Vertreter beider Konfessionen diskutierten erneut die einschlägigen Texte, den archäologischen Befund und die Reichweite der daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen. Einig war man sich dabei vor allem in der Abweisung von Zwierleins These, dass es für einen Romaufenthalt des Petrus überhaupt keine belastbaren Indizien gebe. Dabei führte den meisten Autoren jedoch unverkennbar ein apologetisches Interesse die Feder, das mehr behauptet, als die Befunde hergeben. Nicht allein die Möglichkeit, sondern vielmehr die Tatsache soll nun bewiesen

werden – sei es um der römischen Tradition oder um eines konservativen Schriftverständnisses willen.

Daraufhin ergriff noch einmal Zwierlein das Wort. 2013 veröffentlichte er bei de Gruyter einen Band mit Beiträgen, die er als Reaktion auf seine Kontrahenten verfasst hatte. Viel Feind, viel Ehr! Einwände nimmt Zwierlein als Steilvorlagen, um die Position von 2009 weiter zu präzisieren und zu befestigen: in dem Schlussgruß aus 1Petr 5,13 findet er Jerusalem bezeichnet; den 1Klem datiert er auf 125; die römische Petrus-tradition verankert er literarisch erneut in dem Zeitraum 155–174, flankiert von den archäologischen Zeugnissen 160–180. Ihre Entstehung sieht er so klar von dem neu aufkommenden Märtyrerkult und von Übertragungen aus der paganen Frömmigkeit bestimmt, dass historische Erinnerungen nicht nur unwahrscheinlich, sondern geradezu auszuschließen sind. Seinen Kritikern gegenüber lässt er sich dabei zu einer Radikalität hinreißen, die den Bogen deutlich überspannt. Auch wenn die römische Legende erst in der zweiten Hälfte des 2. Jh.s entstanden ist und sich offenkundig aktuellen Interessen verdankt, kann man ein Ende des Petrus in Rom noch nicht mit Sicherheit ausschließen. Denn die Legende stellt eben nicht den einzigen Haftpunkt dar. Schwachstellen in Zwierleins Argumentation sind die Interpretationen von 1Petr 5,13 und 1Klem 5,4.7 – zwei Aussagen, mit denen die Möglichkeit eines gewaltsamen Endes in Rom immerhin offengehalten wird.

3. Petrusamt und Petrusdienst

In einem Klima zunehmender ökumenischer Offenheit tritt die Petrusfigur allmählich aus dem Schatten alter konfessioneller Kontroversen heraus und zieht auch von protestantischer Seite wieder

ein unbefangenes, neugieriges Interesse auf sich. Doch wenn es um das Amtsverständnis geht, scheiden sich nach wie vor die Geister. Da hat es dann große Bedeutung, mit welchen Begriffen man operiert: Petrusamt oder Petrusdienst? Beides ist jedenfalls nicht dasselbe, und auch über das konkrete Verständnis eines Petrusdienstes kann man sehr unterschiedlicher Auffassung sein.

Noch als Präfekt der Glaubenskongregation veröffentlichte Kardinal Josef Ratzinger 1998 einen Artikel im *L'osservatore romano* unter dem Titel „Der Primat des Nachfolgers Petri im Geheimnis der Kirche“, der zwar vorgibt, die von Johannes Paul II. geäußerte Gesprächsbereitschaft über das Amt des Papstes aufzunehmen, in Wahrheit aber weit dahinter zurückfällt und von neuem den alten, vorreformatorischen Anspruch festzuklopfen versucht – völlig unberührt von allen exegetischen Debatten. Der Artikel präsentiert ein selbstreferentielles Phrasengebäude aus lehramtlichen Aussagen, die sich vor allem terminologisch in unauflösbare Widersprüche verstricken: einerseits ist immer wieder von einem „Dienst“ die Rede, andererseits wird unumwunden von „Vollmacht dank göttlicher Einsetzung“, „Primatsgewalt“, „geschuldetem Gehorsam“ oder dem „Vorrecht der Unfehlbarkeit“ gesprochen; Begriffe wie „Primatsdienst“ oder „Dienstamt“ sind vollends schwarze Schimmel und tragen zur weiteren terminologischen Vernebelung des ganzen Problems bei. Dass der erste Platz des Petrus in der Jüngerliste Mt 10,2 bereits eine „betonte Akzentuierung der Vorrangstellung des Petrus“ sei, rechnet unter der Hand die unbestrittene Bedeutung, die Petrus als Traditionsträger und Mann der ersten Stunde hat, hoch auf eine Überordnung, die im Text weder impliziert noch überhaupt angedeutet ist. Und so geht es

weiter. Natürlich entstammt auch die „besondere Amtsgnade“ des Petrus nicht dem Neuen Testament, sondern der dogmatischen Tradition – ebenso wie die Behauptung, der Primat unterscheide sich in seinem Wesen und seiner Ausübung grundsätzlich „von den Leitungsaufgaben, die in den menschlichen Gesellschaften üblich sind.“ Die Beziehung des Bischofs von Rom zum Kollegium aller Bischöfe verheddert sich hoffnungslos im Gestrüpp von Aussagen über Kollegialität und Unterordnung, die unausgeglichene nebeneinander stehen. Und so lautet das Schlusswort dann auch ganz folgerichtig, dass allein der Papst Autorität und Kompetenz habe, „das letzte Wort über die Formen der Ausübung seines Hirtenamtes in der Gesamtkirche zu sprechen“. Das heißt im Klartext – Ende der Diskussion, Schluss, Punkt und Basta. Hier geht es um Macht und Machterhalt, nicht um Theologie – und erst recht nicht um Exegese.

Dass man das Thema auch anders behandeln kann, zeigt die gemeinsame Erklärung der Bilateralen Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz und der Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands unter dem Titel „Communio Sanctorum. Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen“, die im Jahre 2000 erschien. In Kapitel VI.4 enthält sie einen Abschnitt zur Frage des „Petrusdienstes“. Hier finden sich erstaunlich offene und weitreichende Formulierungen, die nun auch auf einer sorgfältigen exegetischen Arbeit beruhen und vor allem den Rahmen beschreiben, in dem ein gesamtkirchlicher „Petrusdienst“ Gestalt gewinnen könnte. In der exegetischen Zunft beider Konfessionen besteht längst schon Konsens darüber, dass die „Auftragsworte“ an Petrus (Mt 16,18-19 – „auf diesen Felsen will ich ... bauen“ / Lk 22,31-32: „Stärke deine Brüder!“ / Joh 21,15-17: „Wei-

de meine Lämmer!“) weder eine Begründung für den Primatsanspruch noch für den Sukzessionsgedanken bieten. Sie haften allein an der Erzählfigur des Petrus, die in dieser Hinsicht von Matthäus als Gründergestalt, von Lukas als Seelsorger und von Johannes als Hirte gezeichnet wird. Stets aber bleibt der Petrus der Evangelien dabei in die größere Gemeinschaft derer eingebunden, die mit ihm im gleichen Auftrag unterwegs sind. Seine Rolle als Repräsentant der übrigen Verantwortungsträger hat exemplarischen Charakter: er ist Nachfolger und Bekenner, Initiator und Wortführer, Organisator und Missionar, Wegbereiter und Seelsorger, Traditionsträger und Hirte – und wird so zu einer Integrationsfigur von gesamtkirchlicher Geltung.

Daraus leitet *Communio Sanctorum* VI.4 ab, dass die Idee eines universalen Dienstes an der Einheit der Kirche das Profil der neutestamentlichen Petrusfigur durchaus angemessen aufnehme – eingebunden in jene „Strukturen, in denen die *communio* Gestalt findet. Diese werden geprägt durch Konziliarität, Kollegialität und Subsidiarität.“ Probleme bleiben bestehen hinsichtlich der Stichworte Jurisdiktionsgewalt und Unfehlbarkeit. Für beide Seiten aber würde die Zustimmung zu einem solchen Dienst eine „Umkehr“ voraussetzen – „als Neuanfang der universalen Gemeinschaft auf der Grundlage der gemeinsamen prägenden Überlieferungen“. Inwiefern könnte der Bischof von Rom dann „den wahren, bleibenden und unverzichtbaren Kern des Petrusdienstes“ abbilden? Es wäre ein neu formatierter, von den geschichtlichen Entwicklungen auf beiden Seiten klar zu unterscheidender „Dienst“ – und dies nun auch im Vollsinn des Wortes.

Die Veröffentlichung von *Communio Sanctorum* erfolgte im Jahr 2000 unter unglücklichen Umstän-

den. Obwohl bereits 1998 fertig gestellt, verzögerte sich die Publikation dieses wichtigen Dokumentes zunächst zugunsten der zeitgleich erarbeiteten „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ (veröffentlicht am 31. Oktober 1999). Als es dann im August 2000 endlich der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, kam ihm – für alle Beteiligten überraschend – die Erklärung Dominus Iesus der römischen Kongregation für die Glaubenslehre (im wesentlichen verantwortet von Kardinal Ratzinger) um einen Tag zuvor. Die Erklärung Dominus Iesus, die für erhebliche ökumenische Irritationen sorgte, zog sofort alle Aufmerksamkeit auf sich und trug nun entscheidend dazu bei, dass die hoffnungsvollen Ansätze von *Communio Sanctorum* nur noch mit Skepsis und schließlich mit wachsender Ablehnung zur Kenntnis genommen wurden. Ulrich Kühn, Mitautor von *Communio Sanctorum*, sprach von einem „lutherischen Skandal“ – im Blick darauf, wie man vor allem in den eigenen Reihen dieses Dokument rezipierte. Dass hier zum ersten Mal bislang vermintes Gelände beräumt und der Gedanke eines „Petrusdienstes“ frei von lehramtlichen Vorgaben allein in biblischer Perspektive behandelt wird, verdient jedenfalls sehr viel mehr an Beachtung! Heute, achtzehn Jahre später, fragt man sich nachdenklich: Wie relevant ist diese Frage wirklich? Auch mit dem charismatischen Papst Franziskus kommt das Bewusstsein einer gemeinsamen Verantwortung aller Kirchen gegenüber der Gesellschaft unserer Zeit nur langsam voran. Ein Anwalt (oder eine Anwältin?) kirchlicher Einheit nach dem Format des biblischen Petrus würde dringend gebraucht!

Schluss

Die Erzählfiguren der Bibel sind weniger als historische Persön-

lichkeiten von Interesse; weitaus größere Relevanz haben sie als Repräsentanten wichtiger theologischer Anliegen. Das gilt in einem ganz besonderen Maße für die Figur des Petrus. Was ihm die kirchliche Tradition zunehmend an „Primatsansprüchen“ – juristischer oder lehramtlicher Art – zugeschrieben hat, findet keinen Anhalt an den Texten des Neuen Testaments. Was dort von Petrus gesagt wird, ist auch so schon bedeutsam genug: Auf ihn als einen Augenzeugen und Traditionsträger bezieht sich die „apostolische“ Kirche zurück und versteht ihn dabei als einen, der durch Scheitern und Umkehr hindurch Verantwortung übernimmt, eingebunden in das Kollegium seiner Mitnachfolger, seiner Brüder und Schwestern. Ob die katholische Theologie im Blick auf den Bischof von Rom so weit hinter jene Positionen zurücktreten kann, wie sie etwa von Ratzinger 1998 noch einmal formuliert worden sind, bleibt fraglich. Und ob sich protestantische Theologie soweit öffnen könnte, einen zentralen „Dienst der Einheit“ unter der Schirmherrschaft des Petrus überhaupt für sinnvoll zu erachten, tut das wohl ebenso. Der hoffnungsvolle Ansatz von *Communio Sanctorum* ermutigt unterdessen dazu, den Petrus der Bibel wieder vorurteilsfreier wahrzunehmen und von ihm zu lernen, was Nachfolge und Schülerschaft heißt.

Literatur:

J. Becker, Simon Petrus im Urchristentum, BThSt 105, Neukirchen-Vluyn 2009.
 C. Böttrich, Petrus. Fischer Fels und Funktionär, BG 2, Leipzig 2001, 2013.
 C. Böttrich, Das Vermächtnis des Erstapostels. Petrus in lukanischer Perspektive, in: Paulus und Petrus. Geschichte – Theologie – Rezeption. FS F. W. Horn, hg. von H. Om-

erzu und E. D. Schmidt, ABG 48, Leipzig 2016, 219–246.

Communio Sanctorum. Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen. Bilaterale Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz und der Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands, Paderborn / Frankfurt a. M. 2000, 77–99 (= VI.4 Petrusdienst).

O. Cullmann, Petrus. Jünger – Apostel – Märtyrer. Das historische und das theologische Petrusproblem, Zürich 1952, 31985.

R. E. Brown / K. P. Donfried / J. Reumann (Hg.), Das Petrusbild der Bibel. Eine ökumenische Untersuchung, Stuttgart 1976.

L. Doering, Schwerpunkte und Tendenzen der neueren Petrus-Forschung, BThZ 19, 2002, 203–223.

P. Gemeinhardt, Petrus in Rom? Neue Diskussionen über eine alte Frage, MdKI 62/4, 2011, 63–67.

C. Gnilka / S. Heid / R. Riesner, Blutzuge. Tod und Grab des Petrus in Rom, Regensburg 2010.

J. Gnilka, Petrus und Rom. Das Petrusbild in den ersten zwei Jahrhunderten, Freiburg / Basel / Wien 2002.

S. Heid (Hg.), Petrus und Paulus in Rom. Eine interdisziplinäre Debatte, Freiburg 2011.

M. Hengel, Der unterschätzte Petrus. Zwei Studien, Tübingen 2006.

J. Herzer, Petrus oder Paulus. Studien über das Verhältnis des 1Petr zur paulinischen Tradition, WUNT 103, Tübingen 1998.

U. Kühn, Mt 16,17–19 und die ökumenische Diskussion über einen gesamtkirchlichen Petrusdienst, in: *Evangelium Ecclesiasticum*. FS C. Kähler, hg. von C. Böttrich / H.-P. Hübner / K. Voigt / D. Wiegand, Frankfurt a. M. 2009, 269–284.

G. Lange, Petrus und Paulus – ein ökumenisches Zweigespann, KatBl 118, 1993, 418–423.

F. Mussner, Petrus und Paulus – Pole der Einheit. Eine Hilfe für die Kirche, QD 76, Freiburg / Basel / Wien 1976.

O. H. Pesch, Zwischenruf: Jesus hat kein Papsttum gestiftet!, BiKi 67/4, 2012, 238-243.

J. Kardinal Ratzinger / Tarcisio Bertone, Der Primat des Nachfolgers Petri im Geheimnis der Kirche. Erwägungen der Kongregation für die Glaubenslehre, in: L'osservatore romano 28, 1998, 8-9; dass. in: Römische Texte und Studien 4, hg. von L. G. Müller, Würzburg 2010.

O. Zwierlein, Petrus in Rom. Die literarischen Zeugnisse. Mit einer kritischen Edition der Martyrien des Petrus und Paulus auf neuer handschriftlicher Grundlage, UALG 96, Berlin / New York 2009, 22010

(Rez. von J. Doehorn, ThLZ 136, 2011, 781-783).

O. Zwierlein, Kritisches zur römischen Petrustradition und zur Datierung des Ersten Clemensbriefes, Göttinger Forum für Altertumswissenschaften 13, 2010, 87-157.

O. Zwierlein, Petrus und Paulus in Jerusalem und Rom. Vom Neuen Testament zu den apokryphen Apostelakten, UALG 109, Berlin / New York 2012, 22013.

Prof. Dr. Christfried Böttrich, Dozent für Neues Testament, Universität Greifswald

Nun lässt sich dergleichen nicht einfach wiederholen. Es muss ja auch nicht auf die altvertraute Formel Erde-Asche-Staub verzichtet werden. Sie erinnert an unsere Geschöpflichkeit, an unsere Erdverbundenheit, an das Sterben, dem alles Lebende unterworfen ist.

Wenn ich mich an meine Kindheit zurückerinnere, kommt mir wieder in den Sinn, wie oft wir aus feuchter Erde nicht nur Dämme, sondern manchmal auch menschenähnliche Gestalten geformt haben. Da haben wir tatsächlich in die Erde gegriffen. Es gab auch eine Schaufel, mit der wir die Erde ausgehoben haben. Da war sie wieder auf dem Friedhof: die Schaufel aus Kindheitstagen.

Eigentlich sollte man am Grab keine Schaufel zur Hand nehmen, sondern mit bloßer Hand in die Erde greifen, die fein säuberlich in einer Schale angeboten wird. Manche Trauergäste machen das auch so und lassen die Erde zwischen den Fingern auf den Sarg oder in das Grab rieseln.

Im Grunde ist es nicht nur Erde, nach der unsere Hand greift. Eigentlich sind wir ja alle aus Sternenstaub gebildet und das verbindet uns mit allen organischen und anorganischen Stoffen. So könnte ein Wort am Grab auch lauten:

NN, der du von Gott, deinem Schöpfer aus Sternenstaub gebildet worden bist, zu Sternenstaub sollst du auch wieder werden.

Beim Schlusseggen wäre es tröstlich, zum Schweben der Rosenblätter die Worte zu sprechen:

Glaube zu Glaube
Liebe zu Liebe
Hoffnung zu Hoffnung.

Hoffnung zu Hoffnung

Noch im Ruhestand werden wir Pfarrer immer mal wieder um seelsorgerlichen Beistand bei einer Beerdigung gebeten. Meist sind es Personen, mit denen wir besonders, vielleicht sogar freundschaftlich, verbunden waren. Solch eine Trauerfeier, der nicht gleich wieder weitere Beerdigungen folgen, geht tiefer zu Herzen und „klingt“ noch lange nach. Hinzu kommt, dass wir im Ruhestand das eigene Lebensende näherkommen sehen.

Im vergangenen Jahr begleitete ich eine liebe Freundin auf ihrem letzten Weg. In der Sterbestunde saß ich an ihrem Bett im Hospiz. Sie hatte wohl gewartet, bis ich da war, und dann ihren letzten Schnaufer getan. Eigentlich sollte sie mit diesem endenden Atemzug schon tot gewesen sein, aber ich hörte noch, wie sie sagte: „O wie schön!“ Es war, als hätte sich ihre Seele vom erschöpften Leib getrennt.

Ich schicke dieses so persönliche Erlebnis voraus, weil mich immer noch die Situation am Grab sehr bewegt. Sie hatte sich eine Urnenbeisetzung gewünscht im alten

Lindauer Friedhof, in dem auch bereits ihr Lebensgefährte, ebenfalls in einer Urne, bestattet worden war. Es kam der Moment, wo der/die Geistliche gewöhnlich zur Schaufel greift und aus einer Schale dreimal Erde über den Sarg oder die Urne wirft. Dazu spricht sie/er die fast beschwörenden Worte: „Erde zur Erde, Asche zur Asche, Staub zum Staube.“

Nun fehlten in diesem Fall Gefäß, Schaufel und Erde. Stattdessen stand eine Schale bereit mit duftenden zarten weißen, roten und rosafarbenen Blütenblättern, über die ein sanfter Wind strich. Die übliche Formel schien mir einfach nicht zu passen. Es war einer jener Momente, wo ich das Gefühl hatte, der heilige Geist habe mir die Worte in den Mund gegeben. Und ich sprach: „Glaube zu Glaube, Liebe zu Liebe, Hoffnung zu Hoffnung.“ Mit den Fingerspitzen ergriff ich jeweils einige Blütenblätter und ließ sie über das karge Grabloch niederschweben. Ein Hauch von Zärtlichkeit begleitete diesen kleinen Handgriff. Ich hatte das Gefühl, dass die Freundin uns, die wir das schmale Grab umstanden, zulächelte. So hatte sie es sich wohl gewünscht.

Das würde bedeuten, dass sich unser bescheidener Glaube, unsere karge Liebe und unsere zagende Hoffnung einmal im Vertrauen auf Gottes umfassende Liebe erfüllen werden.

Pfr. i. R. Erich Puchta, Ellhofen

Aussprache

Sternchen-Sexualität

Immer öfter ist es gedruckt zu lesen: aus Pfarrern und Pfarrerinnen bzw. PfarrerInnen sind Pfarrer*innen geworden. Sogar in einer Andacht der Münchner Regionalbischöfin, die es vielleicht gar nicht wusste, im Deutschen Pfarrerblatt, das doch längst Deutsches Pfarrer*innenblatt heißen müsste. Sternchen als Hinweis darauf, dass es neben den beiden Geschlechtern noch andere Ausprägungen der Sexualität gibt. Ein Grund, Gott zu danken, wenn man davon nicht betroffen ist. Und eine Erinnerung daran, dass jeder Mensch unabhängig von seiner Sexualität die gleiche Würde hat, was das Bundesverfassungsgericht jetzt auch amtlich festgestellt hat und unter Christen schon längst selbstverständlich war. Man muss auch bereit sein, sich neuen Erkenntnissen und damit verbundenen Achtungserweisen, wenn sie gut sind, öffnen. Das müssen auch die, die in ihrer bisherigen Denkweise gemeint hatten, dass die lieben Brüder und Schwestern, die sich in ihrer Sexualität irgendwie von der von anderen behaupteten als angeblich normal anzusehenden Weise etwas unterschieden, in der dezent nicht weiter groß herauszustellenden Anonymität gut aufgehoben wären. Aber muss das, was in der privaten Geburtsurkunde

Liebe Leserin, lieber Leser,

ob Sie nun das Korrespondenzblatt auf Papier oder am Bildschirm lesen, ein bisschen Unbehagen an der zur Zeit allseits propagierten „Digitalisierung“ muss ich Ihnen heute aus mehreren Gründen zumuten. Zum einen macht die Digitalisierung die Kommunikation ziemlich verwundbar. Wenn der Strom ausfällt, geht nichts mehr. Keine Supermarktkasse, kein Telefon (jedenfalls mein Festnetz mit Glasfaserkabel und Voice over IP). Neulich beim Arzt bekomme ich die leicht verzweifelten Worte von Doktor und Empfangsdame mit: „Der Computer geht nicht ... machen wir die Praxis zu?“ Möglicherweise bekomme ich in Zukunft auch Nachrichten zu meiner Rente mit Verspätung – wenn nämlich mein DE-Mailkonto ausfällt. Wer weiß? Zum zweiten: Da kommt eine Mail mit dem Namen meiner lieben Frau als Absender. Wichtig, denke ich. Inhalt: obskure Sachen mit Rechnung und Konto, Spam also. Mailadresse aus Griechenland. Aha, nix als Zeitverschwendung durch lästige bis kriminelle Machenschaften.

Mit einer gewissen Genugtuung habe ich vor einiger Zeit im Kolleg*innenkreis Termine geplant. Wer ist schneller: der Smartphone-Kalender oder das gebundene Buch mit einer DIN A 5-Seite pro Tag und Stundenangaben? Mit Verlaub: langsamer ist der Kalender definitiv nicht. Und die bessere Dokumentation ist er wohl auch; jedenfalls habe ich im Schrank die Kalender der letzten 15 Jahre stehen, und die brauchen kein Software-Update, um gelesen zu werden. Höchstens ich brauche ein Brillen-Update.

Mein geschätztes Adobe-InDesign (reg. Wz.) hat mich mehr als einmal im Stich gelassen bei der Erstellung der Druckvorlage für dieses Blatt. Warum? Weil eine neue Version angekündigt wurde und ich unvorsichtigerweise die alte gelöscht hatte. Bis ich die richtige neue wieder auf dem PC hatte, nicht nur eine kurzfristige Testversion, brauchte es zwei bis drei je 20minütige Telefonate mit der Adobe-Hotline – und vorher eine Viertelstunde oder mehr Wartemusik. Gut, dass es Telefon-Flatrates gibt.

Sie sehen, ich halte mich für digitalaffin, schon aus purer Notwendigkeit. Den Laptop stecke ich eben in den Rucksack und arbeite auch im Zug. Usw. usw. Aber Wunder erwarte ich mir von dieser Entwicklung nicht. Jede neue technische Entwicklung hat auch ihre Schattenseiten.

Von da her fand die Redaktion A. Mertin (S. 3 ff. hier drin) recht unterhältlich. Wir sind miteinander keineswegs Digitalmuffel. Aber kritische Stimmen zu diesem Thema verdienen auch ihren Platz. Sind Sie anderer Meinung? Bitte schreiben Sie uns.

Ihr
CW

seinen Platz hat, immerzu in kirchlichen Blättern vor Augen gehalten werden? Übrigens ohne Anweisung, wie man Pfarrersterncheninnen in einer Andacht aussprechen soll. Es kann ja jetzt so sein, dass ein Leser oder Leserin, immer wenn er oder sie die Sternchen sieht, daran den-

ken wird, dass es neben der eigenen sexuellen Ausprägung auch noch unzählige andere Varianten gibt, und dabei vielleicht veranlasst sein, in seiner Phantasie zu überlegen, was das gerade unter den Pfarrern und Pfarrerinnen alles sein könnte und wie sich das im pfarrerlichen

Dienst auswirkt. Ist soviel ständige Aufmerksamkeit im Rampenlicht der Öffentlichkeit für ein durchaus ernst zu nehmendes, aber auch ein wenig heikles Thema wirklich gut? Manchmal erreicht man mit einer gutgemeinten Maßnahme das Gegenteil, was in diesem Fall doch sehr bedauerlich wäre.

Gotthart Preiser, Haßfurt

Gender-Sternchen!

Warum fällt es so schwer, Menschen in all ihrer Unterschiedlichkeit auch in unseren Texten einen Platz einzuräumen? Im Deutschen gibt es nun einmal geschlechtsspezifische Begriffe. Lange Zeit wurde überwiegend so getan, als gäbe es nur Männer. Mit der Frauenbewegung hat sich das geändert. Nun gab es zwei Geschlechter, ob mit einem „und“ dazwischen oder durch ein große „I“ gekennzeichnet. Heute sind wir wieder einen Schritt weiter und können mit dem „*“ im geschriebenen Text alle Menschen ansprechen – was zugegebenermaßen im Reden noch Probleme macht. Doch sollten wir deshalb auf diese umfängliche Schreibweise verzichten?

Es geht hier nicht um Sexualität und sexuelle Praktiken, sondern darum wie Menschen sich fühlen, welche Identität sie leben.

Das stellt gegebenenfalls Anfragen an die Leser*innen. Denen sollten wir uns dann auch stellen und nicht durch Totschweigen einfach aus der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und der eigenen Wahrnehmung verdrängen.

Gott sei Dank für jeden Menschen und Gott befohlen der jeweilige Lebensweg.

*Monika Siebert-Vogt,
Schwanstetten*

Machbar, logisch und vermittelbar

Zum Offenen Brief: „Landesstellenplanung – quo vadis?“ von Jörg Sichelstiel (Korrespondenzblatt 12/18)

In diesem offenen Brief zum Stand der Landesstellenplanung werden viele kritische Fragen gestellt. Auf zwei Bereiche soll in dieser Antwort eingegangen werden.

Zunächst geht es darum, wie sich der Bedarf entwickelt, wenn auf Grund des Rückgangs der Gemeindeglieder Stellenkürzungen vorgenommen werden. Dann wird ausführlich die Kritik am vorgeschlagenen „3-Faktoren-Modell“ beantwortet, mit dessen Hilfe die vorhandenen Mittel möglichst angemessen den Dekanaten zur Verfügung gestellt werden sollen.

Weniger Gemeindeglieder bedeuten weniger Bedarf

Weniger Gemeindeglieder bedeuten weniger Arbeit im Pfarrdienst. Der Bedarf geht zwar deutlich zurück, aber nicht in gleicher Höhe wie eine Stellenkürzung. Darauf weist Jörg Sichelstiel zu Recht hin. Es bleibt eine reale Kürzung, jedoch in einer Größenordnung, die zu bewältigen sein sollte.

Das 3-Faktoren-Modell

Jörg Sichelstiel fordert eine andere Steuerungslogik der Mittelzuordnung als das bislang vorgeschlagene 3-Faktoren-Modell. Dieses ist auf der Hesselbergkonferenz vorgestellt worden, aber nicht allen Leserinnen und Lesern des Korrespondenzblatts bekannt. Deshalb soll dieses Modell in seinen Grundzügen erläutert werden.

Das Modell folgt zwei zentralen Kriterien: Die Zuordnung von Stellen soll auf Grund von objektiv messbaren Größen erfolgen, die

überall in der Landeskirche ohnehin vorhanden sind und deren Entwicklung über die Jahre hinweg deshalb unschwierig erfasst werden kann. Sie sollen weiter „organisationsneutral“ sein, d.h. die konkrete Ausgestaltung des Dienstes nicht inhaltlich steuern oder von dieser bestimmt werden.

Die 3 Faktoren des Modells entsprechen diesen Kriterien: die Zahl der Gemeindeglieder, die Fläche der Gemeinde und die Zahl der Gemeinden in einem Dekanat.

Zentraler Wert ist die Zahl der Gemeindeglieder. Weil es eines größeren Aufwands bedarf, Gemeindeglieder zu erreichen, die weit verstreut wohnen, muss dies zu einer relativ besseren Ausstattung führen. Die Fläche der Gemeinde dient dazu, diese Verbesserung zu ermitteln. Die Zahl der Evangelischen pro Quadratmeter Gemeindefläche wird errechnet. Jedem dieser Werte wird ein Faktor zugeordnet. Wo wenige Evangelische pro qkm wohnen, ist er höher, bei Gemeinden, in denen viele pro qkm wohnen, ist er niedriger. Die Zahl der Gemeindeglieder wird mit diesem Faktor multipliziert. Daraus ergeben sich die „Planungsgemeindeglieder“ dieser Gemeinde. Sie bestimmen, welche Prozentanteile die Gemeinde aus dem Pool „Gemeindeglieder“ in die Gesamtzuweisung an das Dekanat einbringt.

In kleinräumigen Kirchenstrukturen gibt es eine hohe Bindung an die Gemeinde, allerdings ist hier der Aufwand etwas höher. Diese gewachsene Präsenz ist ein hohes Gut. Aus der Zahl der Gemeinden im Dekanat wird – wieder mit Hilfe eines gestuften Faktors, der die größeren Gemeinden stärker gewichtet als die kleinen –, eine Zahl der „Planungskirchengemeinden“ gebildet, aus der sich nach der gleichen Logik wie bei den Gemeindegliedern ein Prozentanteil

für jede Gemeinde aus dem Pool „Gemeinden“ errechnen lässt, der in die Dekanatssumme eingeht.

Als letzte Steuerungsgröße wird nun das Verhältnis zwischen den beiden Pools festgelegt: Für jede Kirchengemeinde wird das Ergebnis aus dem Gemeindeglieder-Pool mit 80% und jenes aus dem Gemeinde-Pool mit 20% berücksichtigt und die beiden Werte addiert. Diese Prozentzahl wird dem Gesamtwert für das Dekanat dazugerechnet. Diese Summe ergibt den Stellenanteil des Dekanats an den zur Verfügung stehenden Stellen.

Machbar, logisch und vermittelbar

Jörg Sichelstiel kritisiert die Auswirkungen dieses Modells. Zunächst ist festzuhalten, dass das Modell Prozentanteile für Dekanate aus einem vorgegebenen Ganzen ermittelt. Diese Größe wird durch Finanzentscheidungen der kirchenleitenden Gremien bestimmt und muss auf dieser Ebene diskutiert werden.

Bei der Beurteilung des 3-Faktoren-Modells ist dem Verfasser ein logischer Fehler unterlaufen. Hätte Jörg Sichelstiel seine angeführten Zahlen richtig interpretiert, wäre sichtbar geworden, dass das Modell bei einem überproportionalen Rückgang der Gemeindegliederzahlen die Gemeinden schont. In seinen Zahlen: bei einem Rückgang der Gemeindegliederzahl um zwei Drittel werden immer noch fast drei Viertel der Stellen zur Verfügung gestellt!

Entgegen seinem Urteil ist festzuhalten: es kann so gehen, es ist logisch und damit wohl auch vermittelbar.

Genügend Kraft für den Sozialraum?

Im Modell erhalten Gemeinden in Minderheitensituationen und mit

weit verstreut lebenden Gemeindegliedern wegen des Flächenfaktors für die gleiche Zahl evangelischer Gemeindeglieder mehr Stellen. Dieser Faktor stützt die Diaspora. In städtischen Verdichtungsräumen ist seine Wirkung ebenfalls vorhanden, aber weniger deutlich ausgeprägt.

Zwei grundsätzliche Argumente sprechen dagegen, einen weiteren Faktor einzuführen. Mit der Zahl der Nicht-Evangelischen würde ein Kennzeichen des Sozialraums Großstadt als Messgröße eingeführt.

Diese Zahl ist von Stadt zu Stadt oder sogar von Stadtteil zu Stadtteil höchst heterogen zusammengesetzt. Eine Bewertung müsste z.B. Konfessionslose, Muslime und katholische Christen gegeneinander abwägen, um planungsrelevant werden zu können – ein landeskirchenweit nicht lösbares Unterfangen.

Nun birgt aber nicht nur der Sozialraum Großstadt spezifische Herausforderungen. Andere Räume würden zu Recht die Berücksichtigung ihrer Herausforderungen anmahnen. Diese Diskussion ist nicht abschließbar. Aus diesem Grund verzichtet ja das 3-Faktoren-Modell auf solche Faktoren. Die Herausforderungen müssen und können durch Schwerpunktbildungen und Konzeptionsentscheidungen im zur Verfügung gestellten Rahmen beantwortet werden. Eine „evangelische Verengung“ kann daraus nicht abgeleitet werden.

Das 3-Faktoren-Modell stützt eine strategische Grundentscheidung

Hinter der vorgeschlagenen Formel steht eine ekklesiologische Grundentscheidung. Sie bejaht auf mittlere Sicht die gegenwärtige Kirchengestalt als eine „Kirche

für das Volk“, ermöglicht in allen Räumen der ELKB möglichst gleichwertigen Zugang zu Verkündigung, Pädagogik und Seelsorge und trägt gewachsenen Gemeindestrukturen Rechnung. Dies alles wird mit nachvollziehbaren und überprüfbaren Daten ermöglicht.

Ob diese Entscheidung „zukunftsorientiert“ ist, wie es Jörg Sichelstiel einfordert, mag diskutiert werden. Für den Kern der gegenwärtigen Kirchengestalt ist keine theologisch und organisatorisch bessere Alternative der Ressourcenzuordnung in Sicht. Sie gibt in ihrem Rahmen Raum für Kreativität und Innovation in den Dekanaten. Dies zeigen auch die aktuellen Rückmeldungen aus den Erprobungsdekanaten der Landesstellenplanung. Positiv bewertet wird die Transparenz der Zuordnung nach klaren Kriterien, die inhaltliche Freiheit, die das Modell den Regionen ermöglicht und nicht zuletzt eine lebendige Stellenausstattung.

Mehr kann man wohl von einem Modell der Ressourcenzuordnung nicht verlangen

Dr. Herbert Lindner, Feucht

Bücher

Werner Streckies, Trauer braucht Zeit. Einzelne Stationen aus verschiedenen Trauerwegen.. Fahner-Verlag Lauf an der Pegnitz 2018 ISBN 978-3-942251-39-6

„Mit den Bildern und Texten dieses Buches,“ schreibt Werner Streckies im Vorwort, „möchte ich Ihnen Mut machen, Ihren eigenen Weg in Ihrer Trauer zu gehen.“ Und das genau ist die Stärke dieses Buches. Es bietet keine Orientierung, keine

Einführung oder gar Belehrung. Es ermutigt und lässt es dabei.

Sicher liegt dies an der Erfahrung des Autors (Pfarrer i.R., Jahrgang 1949). An der Lebenserfahrung, der Erfahrung als Krankenhausesorger, als ausgebildeter Trauerbegleiter, als Mitglied einer Hospizgruppe. Er vertraut darauf, dass die Leser selbst spüren, wie sie Bilder und Worte aufnehmen wollen, und was für sie gut ist.

Bilder und Worte, das bietet er an. Wunderschöne Naturbilder, selbst fotografiert, die zum Betrachten und Nachsinnen einladen. Steine, Bäume, Wasser, Muscheln, Blumen, Wege, ein Schmetterling. Zwischendrin auch das eine oder andere Kulturbild, ein leerer Stuhl, ein Torbogen, eine Vase, eine Christusfigur. Auch hier darf das Auge verweilen und entscheiden, was es wahrnehmen will. Nur einmal die Umrisse einer Person, sinnend, am Anfang einer Wegbiegung. Dazu der Text: „Als Du gegangen bist, konnte ich Dir nur nachschauen. Dann warst Du fort. Ich muss alleine zurechtkommen.“ So sind die Texte. Wohltuend kurz. Gedanken, Impressionen, Assoziationen.

Im zweiten Teil weitet es sich, ein neues Thema klingt an. Standen bisher die akute Trauer und die intensiven Gefühle im Vordergrund, so darf nun die Reflexion mit dazu kommen. Zu Beginn ein Bild, sehr flächig, Harz am Stamm eines Kirschbaumes und dazu die Worte: „Was mich verletzt hat, regte meine Selbstheilungskräfte an.“ Der Schmerz hat nachgelassen, der Blick darf sich nach vorne richten. Bilder von Blüten, von Früchten, Sonnenlicht am Horizont, ein Torbogen. „Friede kehrt in mir ein / und ich gehe / meinen Weg // weiter“ heißt es zum Schluss.

Ein schmaler Band, den ich gerne empfehle. Trauernden empfehle,

aber auch Angehörigen, Begleiterinnen und Begleitern. Sie werden Wärme und Wertschätzung spüren für das, was ist. Und viel Freiheit für das, was im Moment Aufmerksamkeit braucht. Hilfen, sich selbst zu spüren und anzunehmen und so den nächsten Schritt zu wagen.

Waldemar Pisarski, Augsburg

Erich Puchta: Mein Sonnengesang. Gedicht Gedanken Geschichten. Neudettelsau: Freimund Verlag 2018. 177 Seiten. Gesellschaft für Innere und Äußere Mission in Sinne der lutherischen Kirche e. V. ISBN: 978-3946083290

Von Pharao Echnaton (1345 vor Christus) gibt es einen großen Hymnus an die Sonne. Er mag Pate gestanden haben für den bekannten Sonnengesang des Franz von Assisi (1181-1220), der gekennzeichnet ist von einer kindhaft-freudigen, zugleich demütigen Frömmigkeit.

Es geht Puchta also um das Licht der Sonne und ihre belebende Kraft. „Wir und die ganze Natur leben vom Licht der Sonne. Sie hat den richtigen Abstand von unserer Erde. Wäre sie weiter entfernt, würde die Erde erkalten. Käme sie ihr zu nahe, würde alles, was da lebt, in ihrem Feuer verglühen“ (S. 11)

Eine große Zahl von Gestaltungselementen wurde zusammengetragen: Gedichte, Meditationen, Einzelaussagen bedeutender Menschen, Verse bekannter Dichter, Liedverse aus dem Gesangbuch, biblische Aussagen, Kindergebete von der Gebetswand in Lindau-St. Stephan, eigene Gedichte in eigener Handschrift, Rückgriffe aus eigenen früheren Werken. Drei Zeilen voller Ermutigung, auf eine Wand im Warschauer Ghetto geschrieben:

Alle diese Gestaltungselemente fügen sich zusammen zu einem 31 Tage füllenden Monatskalender, der immer wieder Tag für Tag meditiert werden kann. Vor und nach dem Kalender geht es um Paul-Gerhardt-Verse und um Sonnenstrahlen (Sonnenworte) aus der Lutherbibel.

In seiner Vielfalt und in seinem Reichtum eignet sich das neue Buch von Erich Puchta auch hervorragend als Geschenk.

Martin A. Bartholomäus, Neudettelsau

Martin Burkhardt, Neuronale Theologie, Wie unser Gehirn Gott erfasst, Beau Bassin 2018, 96 Seiten Paperback, ISBN 978-620-2-44148-3; 17,80 €

Ein erfreulich dünnes Buch über schwierige Sachverhalte bzw. über eine ungewohnte Betrachtungsweise religiös-theologischer Phänomene. Nicht ganz erschließt sich, warum so oft die Begriffe „neural“, „Neurologie“ u. ä. fallen. Für mich hätte auch die Verwendung des Wortfeldes „Psychologie“ Sinn gemacht. Plausibel wird, dass Gott in der Gemeinschaft erfahrbar ist. Und nüchtern wird die Realität erwähnt und begründet, dass es Erfahrungen gibt, an denen der Glaube scheitern kann und auch oft tatsächlich scheitert. Ein bisschen irritiert, wie oft der Verfasser auf seine eigenen Werke verweist. Heranziehen von anderen Autoren hätte der Seriosität der Thesen und Axiome gut getan. So oder so, es bleibt Neugier auf die Grundlagen der vorgestellten Betrachtungsweise und das Gefühl, einen mutigen Versuch zu erleben, wie Glaubenssätze und naturwissenschaftliche Erkenntnisse zusammengesehen werden können.

Christian Weitnauer

Friedrich Winter: „Weg hast du allerwegen“ Mein Leben als Theologe im Osten Deutschlands, Berlin 2015, ISBN 978-3-88981-393-0

„Eigentlich war meine Einführung in gottesdienstlicher Form vorgelesen, aber das wurde vergessen.... Erst ein halbes Jahr später ... holte der Bischof sie in erfreulicher brandenburgischer Kargheit während einer Mittagspause im Petri-Gemeindehaus nach.“ Die ironische Bemerkung des Verfassers über seine vergessene und nachgeholt Einführung als Propst in Berlin-Brandenburg 1974 könnte neben dem Seitenhieb des gebürtigen Westfalen auch eine Portion Selbstironie enthalten: Denn sein Erzählstil in diesem Buch ist durchaus auch »karg« zu nennen. Dass und wo sein Herz schlägt merkt man nicht einmal seiner Erzählung über die Brautwerbung an, geschweige denn dem Bericht über den völkisch-nationalen Vater, der nach dem Krieg dies als Irrtum verstehen lernt.

Winters Leben beginnt in Westfalen, spielt dann aber nur noch „im Osten Deutschlands“, wie der Buchtitel schon verrät. Seine berufliche Laufbahn beginnt zwei Jahre nach Gründung der DDR und endet nach der „Wende“ – bewegte Zeiten mit manchen Höhen und Tiefen, gerade für einen Theologen. Auch diesen lernt man eher als fleißigen Forscher denn als Prediger oder begeisterten Christenmenschen kennen – nicht, dass ich Winter das absprechen würde, abspüren kann man es seinem Bericht kaum. Vieles muss man zwischen den Zeilen lesen oder – wenn man sie hat – mit eigenen Erfahrungen und eigener Anschauung füllen: Die lange noch volkswirtschaftlichen Zustände in Pommern, trotz staatlicher Gegenpolitik, seine Erfahrungen als Hochschullehrer am Sprachenkonvikt in Berlin, dann als Propst in Berlin-

Brandenburg und schließlich als Leiter der Kirchenkanzlei der EKD füllen die Seiten. Der Verfasser hat interessante Begegnungen, auch auf der höchsten Ebene der DDR – trotzdem bleibt sein Bericht sachlich und nüchtern, um nicht zu sagen: karg. Wahrscheinlich hat ihn gerade diese Sachlichkeit ausgezeichnet und ihm in manchem Gespräch mit staatlichen Stellen Erfolg ermöglicht; ich, der westliche Leser, hätte manches gern genauer gewusst und erklärt bekommen. Die Alltagserfahrungen von Pfarrer*innen in der Provinz oder anderen Gegenden der DDR bleiben weitgehend ausgespart – man muss sie aus anderen Quellen ergänzen, wenn man dies eher kirchenleitende Bild vervollständigen will.

Über seine kirchenpolitische Rolle kann und will ich mich nicht äußern; die KollegInnen mit Osterfahrung sind die besseren Zeugen, vor allem, wenn sie zwischen Kargheit und reiner Emotion und Betroffenheit einen Weg der Erinnerung finden. Solche Bücher gibt es auch. Wer ein Pfarrersleben vor und nach dem Krieg und in DDR-Zeiten erleben will und manche Andeutung zu füllen weiß, wird in diesem Buch manches Wichtige erfahren und mit dem Verfasser bedenken können.

Martin Ost, Berlin

Werner Thiede: Überm Chaos heiliger Glanz. Glaubensgedichte. Mit einem Geleitwort von Oberkirchenrat Helmut Völkel, Neuendettelsau: Freimund-Verlag 2018, 105 Seiten, ISBN 978-3-946083-25-2, € 9.95

Chaos bedeutet Durcheinander, unklare Konturen, Ungewissheit, hin und her wandernde Gedanken ohne festen Grund, Ausweglosigkeit, die Zerstörung des geordne-

ten Lebens. Dem gegenüber steht der heilige Glanz, Licht über den Abgründen. Finsternisse werden überwunden durch Aussagen des Glaubens, der trägt, erleuchtet, der zum Lebensgrund werden kann.

Werner Thiede, Pfarrer i.R. der ELKB und außerplanmäßiger Professor für Systematische Theologie an der Universität Erlangen-Nürnberg, legt in diesem Buch insgesamt 80 Gedichte vor, die weithin entstanden sind auf dem Hintergrund des Gegensatzes von Chaos und Glanz. Geordnet sind sie in vier Teile: Suchen, Glauben, Lieben, Hoffen.

Im ersten Teil „Suchen“ machen Thiedes Texte deutlich: Mitten in Zweifel und Bitternis brauchen wir Trost, mitten in den Rätseln des Lebens wächst die Sehnsucht nach Gott. Ein einziges Wort kann Wunder wirken, eine ausgestreckte Hand, eine einzige Tat, eine plötzliche Einsicht helfen weiter (Sprengkraft, S. 31).

Der zweite Teil „Glauben“ zeigt: Scherben und Verwüstung sind nicht das Letzte; Glaube ist Antwort auf die wunderbaren Taten Gottes. Es geht um Aufdeckung und Heilung des Lebens.

Der dritte Teil steht unter dem Stichwort „Lieben“: Das Gebet in der Bedrängnis, erfüllt von Weglosigkeit und Stürmen, wird überwunden durch neue Gewissheit, durch das Wissen um die gnädige Führung des eigenen Lebens durch den guten Geist Gottes. Auch dem Ehebund ist ein Gedicht gewidmet.

Im abschließenden Teil „Hoffen“ geht es um Horizontüberschreitung, um neue Geborgenheit, um das Aufatmen in der Gewissheit um das letzte Ziel, um Gottes Gericht und Schöpfungsvollendung. Der letzte Satz im Buch lautet: „Er ist der Herr, dein Hirt.“

Die Wirklichkeit des gelebten Lebens wird von Thiede nirgends ausgeblendet. Aber seine Texte sind erfüllt von einer unverwüstlichen Hoffnung auf den alles durchdringenden Geist Gottes. Sie begegnen in einer weltlichen Sprache, die mit ihren oft ungewohnten Wortbildungen überzeugt. Die in ihrer Gestalt immer wieder variierenden Gedichte sind Geschenke an den Lesenden, sie fordern heraus und werden gleichzeitig zu tröstlichen Begleitern.

Gerade auch weil Glaubensgedichte heutzutage eine Seltenheit sind, ist diesem kleinen Buch eine weite Verbreitung zu wünschen. Am Ende der Lektüre steht die Dankbarkeit für den Mut des Verfassers etlicher Fach- und Sachbücher, die Leser hier poetisch teilhaben zu lassen an der erfahrbaren Spannung von Chaos und Glanz.

*Martin A. Bartholomäus,
Neuendettelsau*

Ralf Frisch, Alles gut. Warum Karl Barths Theologie ihre beste Zeit noch vor sich hat, Zürich: TVZ 2018, 204 Seiten, ISBN 978-3-290-18172-7, 19,90 €.

So kennt man es ja bei den Gedenkjahren großer Gelehrter. Die betreffende Person wird historisch umfassend gewürdigt; und dann gibt es noch das Abschlusskapitel: Was der Betreffende uns heute noch zu sagen hat. Ralf Frisch hingegen schreibt zum Karl-Barth-Jahr 2019 keine Würdigung eines verdienstvollen Theologen, sondern betreibt eine relecture dessen Werks mit einer Absicht: Die Theologie Barths ist für unsere Gegenwart neu zur Geltung zu bringen, weil sie „den Nerv unserer Zeit und den Nerv ihrer Menschen trifft, wie keine andere Theologie davor und seither.“ (S. 14) Solch ein Urteil braucht einen ungebundenen Verstehenshintergrund

jenseits eines Reflexionsschemas der Subjektivität bzw. eines doktrinären Propositionalismus.

An Hand von elf Grundentscheidungen Barths zeigt Frisch auf, wie sich Theologie in einem eigenen Freiraum Geltung zu verschaffen weiß, die als poetische Gottesrede wiederum für Menschen der Gegenwart befreiend wirkt. Das Besondere an Ralf Frischs Buch ist, dass er unter Einbezug von Literatur und Kunst einen ästhetischen Zugang zu Barth findet: „Die ‚Kirchliche Dogmatik‘, die eine Geschichte erzählt, ist – philosophisch gesprochen – eine sogenannte Metaerzählung, deren Held Gott ist. Vor dem Forum der modernen Wissenschaft kann eine solche Gottesstory nicht als glaubwürdig erscheinen – es sei denn, man wäre von ihrer welterschließenden, also mythischen Kraft überzeugt, auch, wenn man sie wissenschaftlich betrachtet nicht für wahr hielt. Unter den Bedingungen neuzeitlicher Weltkenntnis muss Barths Gottesstory aufgrund ihrer inakzeptablen Verfahren geradezu wie eine theologische Fantasygeschichte anmuten.“ (S. 67)

Der Zugang mag postmodern inspiriert sein, aber wie Frisch dann Karl Barth durch ausführliche Zitation und eigene Auslegung erfrischend zur Sprache bringt, hat in jedem Fall Erkenntnisgewinn – nämlich den der göttlichen Gnade: Barths Theologie „ist eine generöse Theologie der Generosität Gottes, der es nicht nötig hat, den Menschen, den er geschaffen hat und mit sich versöhnt hat, nicht sein zu lassen, wie er ist. [...] Weil Gott auf eine Weise Gott ist, die sich des Menschen erbarmt, liegt es eigentlich nahe, was dem Menschen seltsamerweise fern liegt: dass der Mensch sich an seinem Menschsein und an seinem Sosein genügen lässt statt es unentwegt

auf ein anderes, vermeintliches höheres Sein hin überschreiten zu wollen.“ (S. 116)

An einem Punkt frage ich bezüglich eines poetologischen Zugangs zur Karl Barth nach: Lässt sich die Kirchliche Dogmatik als Erzählung tatsächlich unter Fiktion subsumieren? Sollte die erzählende Gottesrede sinnstiftend ersonnen worden sein, wird sie eine Martyriumprüfung kaum bestehen können, derer sich Christen während des Nationalsozialismus mitunter stellen mussten. Für selbst Ersonnenes kann man nicht sterben, sondern wird sich zur eigenen Lebenserhaltung eines Besseren besinnen – „war nur so eine Idee von mir ...“ Nur die dramatische Wahrheit des Evangeliums Jesu Christi lässt das widerrufsresistente Bekenntnis nachsprechen: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“ (Römer 14,8)

Auch wer Frisch nicht in allen seinen Interpretationen zu folgen weiß, wird in seinem Buch theologisch gut unterhalten sein. Schließlich verbindet dieser denkerischen Scharfsinn mit eigenem Sprachwitz. Und am Ende ist man darauf eingestimmt worden, Karl Barth selbst neu zu lesen.

Jochen Teuffel, Vöhringen

Beitritte 2018

Behrendt Oliver	Pfarrer	Nürnberg
Weishaupt Agnes	Pfarrerin	Krumbach
Kunad Estelle	Vikarin	München
Ehemann Antonia	Vikarin	Dachau
Mrozek Inga	Vikarin	München
Kelting Lisa	Vikarin	Uffenheim
Dr. Hanke Eva	Vikarin	München
Kelting Thomas	Vikar	Uffenheim
Hoffmann Julia	Vikarin	Heilsbronn
Ludvigsen-Lohse Seb.	Vikar	Nürnberg
Nun Inga	Vikarin	Haag
Gerber Ronja	Vikarin	Stein
Mika Anne	Vikarin	Obertraubling
Palumbiny Olivia	Vikarin	Haar
Gerhäußer Jasmin	Vikarin	Regensburg
Weber Liesa	Vikarin	Bamberg
Seyfang Katalin	Vikarin	Oberschleißheim
Barfuß Gerhard	Pfarrer	Haßfurt
Arzberger Sabine	Pfarrerin	München
Kowalski Kerstin	Pfarrerin	Bischberg
Dr. Schuhmacher Wolfg.	Pfarrer	Neustadt
Kögel Stefanie	Pfarrerin	Bayreuth
Dinkel Hermann	Pfarrer	Postbauer-Heng
Bär Melanie	Vikarin	Unterhaching
Wölfel Tobias	Vikar	Wendelstein
Aller Konrad	Vikar	Bayreuth
Prof. Dr. Pietsch Michael	Pfarrer	Neuendettelsau
Pieczyk Miriam	Vikarin	Günzburg
Ruf Sonja	Vikarin	Nittendorf
Hopf Judith	Vikarin	Ansbach
Herms Susanne	Vikarin	Gräfenfing
Geuder Amelie	Vikarin	Marktbergel
Nimec Nadine	Vikarin	Nürnberg
Bühler Lisa-Christina	Vikarin	Kolbermoor
Hoffmann Friederike	Vikarin	Lauf
Umbreit Solveig	Vikarin	Nürnberg
Göhre Paula	Vikarin	Augsburg
Wilhelm Katrin	Vikarin	Feldkirchen
Desnoes Doris	Pfarrerin i. R.	Adelshofen
Aga Mulugeta Giragn	Pfarrer	Schweinfurt
Lichtenfeld Annette	Pfarrerin	Nürnberg
Dr. Nina Gschwind	Vikarin	München

Austritte 2018

Müller Heinz D.	Pfarrer	Diedorf
Löfflmann Magnus	Pfarrer	Regensburg
Bielor Karl Heinz	Pfarrer i. R.	Dachsbach
Jany Hans	Pfarrer i. R.	Bayreuth
Roth Friedhold	Pfarrer i. R.	Ebenhausen
Hohnhaus Manfred	Pfarrer i. R.	Hofheim/Ufr.
Höschler Harald	Pfarrer	Bruckmühl
Gross Michael	Pfarrer i. R.	München
Herrmann Daniela	Pfarrerin	Konradsreuth
Dr. Herrmann Florian	Pfarrer	Konradsreuth
Boneberger Siegfried	Pfarrer i. R.	Sonthofen
Homuth Gerhard	Pfarrer i. R.	Rostock
Müller Gunther	Pfarrer i. R.	Bad Kissingen
Klenner Thomas	Pfarrer	Schierling
Deye Hans-Jürgen	Pfarrer i. R.	Bayreuth

**Ausgeschiedene Mitglieder
nach § 5, 1 d der Satzung**

Schwabe Christina	Pastorin	Bamberg
Metzger David	Vikar	Weißenhorn
Dr. Diederich Martin	Pfarrer	Osnabrück
Dalferth Sossmeier A.	Pfarrerin	Windsbach
Sossmeier Jandir I.	Pfarrer	Windsbach
Fürst Susanne	Pfarrerin	Herzogenaurach
Grandel Hans-Peter	Vikar	Maisach
Hamburg Andreas	Pfarrer	Bremen
Dr. Kemnitzer Konstanze	Pfarrerin	Wuppertal
Fucker Simone	Pfarrerin	Ansbach

Vorankündigung

Der 2. Konvent der Schulpfarrerinnen und Schulpfarrer in Bayern

findet statt am

Freitag, 8. November 2019 von 10.00 bis 16.30 Uhr

im Caritas-Pirckheimer-Haus in Nürnberg.

Gast: Prof. Dr. Joachim Kunstmann

Eine gesonderte Einladung an alle Betroffenen mit genauen Angaben und Tagesordnung wird noch rechtzeitig verschickt.

Dr. Uwe Stenglein-Hektor

Fortbildungen

Amt für Gemeindedienst Nürnberg

■ Forum Missionarische Kirche
Werkstatt-Tag
04.02.19 Amt für Gemein-
dienst, Sperberstraße 70, 90461
Nürnberg
Thema: Familienfreundliche
Gemeinde
Referentin: Diakonin Christine Falk

Bei diesem Werkstatt-Tag wollen wir uns der Frage stellen, wie unsere Kirchengemeinden auch unter ver-änderten Bedingungen ein guter Raum für Familien sein können.

Unkostenbeitrag: 15 €

Informationen unter Tel: 0911 4316-280, Fax: 0911 4316-296, E-Mail: missionarische-projekte@afg-elkb.de

Diakonie- Gemeinschaft Puschendorf

■ Freizeit für Mütter mit noch nicht schulpflichtigen Kindern.

08.-12.04.19

20.-24.05.19

08.-12.07.19

Preis mit Vollverpflegung:

Erwachsene 228,80 € p.P.

Kinder (3-10J.) 158,24 € p.P.

Kinder unter 3 J. frei

Tagungsbeitrag pro Familie: 60,00 €

Information und Anmeldung unter Tel: 09101 70740

oder:

info@dasgaestehaus-puschendorf.de

oder:

www.diakonie-puschendorf.org

Diakonie.Kolleg Nürnberg

■ Kulturbeutel-Check: Hand-
werkszeug für kirchlich-diakoni-
sche Kultur

Impulse und Perspektiven, wie Sie Ihre Kultur bewahren, weiterent-
wickeln und neu beleben können.

04.04.19, Augsburg

Referentin: Christine Ursel

■ „Bingo!“ Ihr Büro in guter Organisation. Tipps und Kniffe, die das Arbeitsleben leichter machen

Für alle, die ihre Büroarbeit sinnvoll und optimal gestalten wollen.
01.-02.04.19, Augsburg
Referentin: Marion Putzer
Information und Anmeldung:
Diakonie.Kolleg. Bayern.
Tel. 0911 9354-412
info@diakoniekolleg.de
www.diakoniekolleg.de

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ Singfreizeit

18.-20.01.19

Die Teilnehmenden proben mehrstimmige geistliche Chormusik aus verschiedenen Epochen: von Barock über Romantik bis hin zur Moderne. Notenkenntnisse und Chorerfahrung erwünscht, Gruppen oder Kirchenchöre willkommen. Bei Anmeldung bitte Stimmlage angeben
Leitung: KMD Andreas Hantke (München)

■ Gesundheitswoche für Frauen

20.-24.01.19

Die Teilnehmerinnen sind eingeladen rechtzeitig für sich für eine ganzheitliche Erneuerung zu sorgen, mental und physisch, bei gesunder und abwechslungsreicher Verpflegung.

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ Essen im Einklang mit Körper und Seele

26.01.19

In diesem Tagesseminar soll aufgezeigt werden, warum Diätversuche scheitern. Die Teilnehmenden können so gemeinsam nachdenken, was der wahre Hunger sein könnte, der hinter dem eigenen Essverhalten steckt.

Leitung: Erika Vorlauffer, Heilpraktikerin für Psychotherapie

■ Veeh-Harfen-Schnuppertag „Mut zur Musik“

02.02.19

Die Teilnehmenden lernen, wie man das leicht erlernbare Instrument zupft und stimmt. Darüber hinaus spielen sie gemeinsam Lieder und kurze Instrumentalstücke.

■ Landfrauentag „Worauf es im Leben wirklich ankommt“

07.02.19 Wassertrüdingen; Eintritt frei

Mit Gisela Bornowski, Regionalbischofin Ansbach-Würzburg, und weiteren Referentinnen
Ausführlicher Flyer erhältlich.

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe und Team

■ Willkommenstag für neue Mitarbeitende in Kirche und Diakonie in Kooperation mit dem EBTZ Pappenheim

13.02.19

Für einzelne Mitarbeitende oder kleine Gruppen. Die Teilnehmenden erleben den Tag zusammen mit Mitarbeitenden aus anderen Einrichtungen.

Leitung: Christa Müller (EBZ Hesselberg) und Gabriele Siegel (EBTZ Pappenheim).

■ Schnupperkurs Orgel

15.-17.02.19

Der Kurs eignet sich für Personen, die bereits eine musikalische Grundausbildung – etwa am Klavier – haben und die sich mit dem Gedanken tragen, sich zum Orgeldienst ausbilden zu lassen.

Leitung: LKMD Ulrich Knörr (München)

■ TanzMeditationsEinkehrtage

17.-22.02.19

Leitung: Christine Anijs-Rupprecht, Sprachheil- und Tanzpädagogin

■ Gesund bleiben im Beruf – für Sekretäre/innen im kirchlichen Dienst

Modul 1: 20.-21.02.19

Ein ausführlicher Flyer ist erhältlich.

Leitung: Pfr. Walter Engeler, Pfrin. Beatrix Kempe

Anmeldung und Information:

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Geroltingen;

Telefon: 09854 10-0;

Fax: 09854 10-50;

E-Mail: info@ebz-hesselberg.de;

Homepage: www.ebz-hesselberg.de

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ Die heilsame Kraft im JA – Stille Tage mit dem Herzensgebet

Das gemeinsame Schweigen, die Meditation mit dem Herzensgebet, Körper- und Atemwahrnehmungsübungen, Gehmeditation, geistliche Impulse und das Singen spiritueller Lieder sind wiederkehrende Gestaltungselemente dieser Tage.

18.-20.01.19

Leitung Stephan Hachtmann

Kursgebühr 140 €

Unterkunft und Verpflegung 142 €

■ Mit biblischen Erzählfiguren den Glauben erfahrbar machen – EGLI-Figuren Werk-Kurs

Unter fachkundiger Anleitung können in diesen Tagen ein oder zwei Figuren selber hergestellt werden (vielseitig einsetzbar, z. B. im Kindergarten und Religionsunterricht)

06.-08.02.19

Leitung Schw. Hannelore Tröger

Kursgebühr 135 €

(zzgl. Materialkosten je Figur) 34 €
Unterkunft und Verpflegung 144 €

■ Werkwoche Gregorianik – Einführung in die deutsche Gregorianik

Dem Schriftwort einen Klang geben – das heißt Beten und Singen im Geist der Gregorianik. Die In-

troiten aus dem evangelischen Gesangbuch (EG) und Melodien aus dem klösterlichen Stundengebet werden wir näher kennenlernen.

21.-24.02.19

Leitung Sr. Dorothea Beate Krauß
CCR

Kursgebühr 140 €

Unterkunft und Verpflegung 238 €

■ Hin zum Wesentlichen – Dem Ewigen malend SEINEN Raum geben

In der Meditation begegnen wir sowohl unserem weltlichen Sein wie auch dem Wesen, das über unsere Persönlichkeit hinausgeht und uns mit dem Ewigen verbindet. Diesen vermittelten (inneren) Erfahrungen wollen wir im individuellen Malen Raum und Ausdruck geben.

28.02.-03.03.19

Leitung Yoshua Gote

Kursgebühr 180 €

(zzgl. Materialkosten) 10 €

Unterkunft und Verpflegung 218 €

Anmeldung unter:

Geistliches Zentrum Schwanberg

Rezeption

97348 Rödelsee

Tel.: 09323-32-128

E-Mail: rezeption@schwanberg.de

www.schwanberg.de

Nürnberger Evangelisches Forum für den Frieden

■ Studientag

Kirche des gerechten Friedens werden – (wie) geht das?

Das Konzept der badischen Landeskirche

mit Dr. Theodor Ziegler, Lehrbeauftragter Evangelische Hochschule Freiburg

29.01.19 Evang.-Luth. Gemeindezentrum Nürnberg-St. Jobst

Auskunft bei: Richard Strodel
richard.strodel@t-online.de

089/143 209 09

Studienzentrum Josefstal

■ Auf der Suche nach Sinn – Die Rede von Gott – Theologisch reflektieren und argumentieren lernen (Aufbauprogramm Theologie)

04.-07.02.19

Leitung: Roger Schmidt, Pfarrer und Leiter des Studienzentrums

Mehr unter: https://www.josefstal.de/events/theologie_2019-02-04/

■ Auferstehung – geheimnisvoll, verstörend, tröstlich (Bibliodrama-Seminar)

23.-26.04.19

Leitung: Ulrich Jung, Bibliodramaleiter und Cornelia Opitz, Bibliodramaleiterin, Psychodramaleiterin

Mehr unter: http://www.josefstal.de/events/theologie_2019-04-23/

■ Bibliolog-Grundkurse ...weil jede*r etwas zu sagen hat

Termine 2019 zur Auswahl:

28.01.-01.02.19, 12.-16.08.19

07.-11.10.19

Wie wird die Bibel lebendig?

Der Bibliolog ermuntert zum Dialog zwischen biblischer Geschichte und Lebensgeschichte.

Leitung: Rainer Brandt, Gerborg Drescher, Andrea Felsenstein-Roßberg, Jens Uhlendorf

Mehr unter: <https://www.josefstal.de/kurse-buchen/theologie/bibliolog/>

■ Bibliolog-Aufbaukurse ...weil jede*r etwas zu sagen hat

Voraussetzung zur Teilnahme an

einem Aufbaukurs ist ein abgeschlossener Grundkurs.

- Bibliolog mit „sculpting“

18.-20.03.19

Leitung: Rainer Brandt, Jens Uhlendorf

- Bibliolog mit biblischen Erzählfiguren

01.-03.04.19

Leitung: Rainer Brandt, Andrea Felsenstein-Roßberg

Mehr unter: <https://www.josefstal.de/kurse-buchen/theologie/bibliolog/>

Weitere Informationen und Anmeldung:

Studienzentrum für evangelische Jugendarbeit in Josefstal e.V.

Aurachstr. 5; 83727 Schliersee

Tel.: 08026 9756-24 (Frau Hirsch)

E-Mail: studienzentrum@josefstal.de

de

Internet: www.josefstal.de

Letzte Meldung

Was ist paradox?

Wenn man den Kirchenkaffee wie saures Bier anbieten muss ...

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt



Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn (Röm. 14, 8).

Der Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern nimmt mit Trauer Abschied von

**Herrn Oberkirchenrat i. R.
Helmut Völkel.**

Die Nachricht vom plötzlichen Tod von Oberkirchenrat i.R. Helmut Völkel hat bei uns große Bestürzung ausgelöst. Gut in Erinnerung haben wir seine Offenheit und Verlässlichkeit, seine Ruhe, seinen Humor und seine Frömmigkeit. Er war uns über viele Jahre ein wichtiges und geschätztes Gegenüber. In der Pfarrerkommission haben wir miteinander die Belange der Pfarrerschaft beraten und engagiert um beste Lösungen gerungen. Helmut Völkel zeigte selbst in schwierigen Personalangelegenheiten stets große Wertschätzung und hohen Respekt und war ein verlässlicher Partner.

Erst vor einem halben Jahr haben wir ihn in den Ruhestand verabschiedet und ihm eine lange, erfüllte Zeit mit seiner Frau in seiner oberfränkischen Heimat gewünscht.

In aller Bestürzung tröstet uns, dass er wusste, wohin er geht – zu dem Gott, der Mensch wird, weil er mit seinen Menschenkindern zusammen sein und bleiben will.

Der Hauptvorstand

Impressum

Schriftleitung: Dr. Christian Weitnauer (v. i. S. d. P.),
Neidertshofener Str. 14, 85049 Ingolstadt, Tel.: 0162 8462658
Mail: christianweitnauer@gmx.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Marita Schiewe (Fürth),
Martin Müller (Hof), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia
Wagner (Nürnberg)
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben ausschließlich persönliche Meinungen wieder, nicht die Meinung der Redaktion.
Für Leserbriefe ist die Redaktion dankbar, ohne den Abdruck zu garantieren.
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang. Den Text (ohne „Freud & Leid“) finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck:

Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg
o. d. T., Tel. 09861 400-135, Fax 09861 400-139
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den
Herausgeber: Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein in der Evang.-Luth.
Kirche in Bayern e. V., Corinna Hektor
Geschäftsstelle:
Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg
Tel. 0821 569748-10, Fax: -11
info@pfarrverein.de
www.pfarrverein-bayern.de